

Universitätsbibliothek Wuppertal

Grundfragen der Homerkritik

Cauer, Paul

Leipzig, 1909

4. Voralexandrinische Textgeschichte

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-3067](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-3067)

Viertes Kapitel.

Voralexandrinische Textgeschichte.

4. Wann die homerischen Gedichte zuerst aufgezeichnet worden sind, ist eine viel umstrittene Frage; aber daran zweifelt niemand, daß es zur Zeit des Solon und Peisistratos bereits geschriebene Exemplare gegeben hat. Von da bis auf Aristarch sind rund 400 Jahre, bis auf Zenodot 300. Daß in so langer Zeit der Text eines viel gelesenen Buches — auch abgesehen von beabsichtigten Eingriffen, deren im vorigen Kapitel gedacht wurde, — mannigfaltige Veränderungen erfahren mußte, bedarf keines Beweises. Wer doch einen solchen verlangt, der vergleiche einen Originaldruck von Luthers Bibelübersetzung oder auch nur von einem Werke Lessings, Goethes, Schillers mit den Ausgaben, die gegenwärtig im Gebrauch sind. Er wird eine Fülle kleiner Unterschiede finden, die sich äußerlich als orthographische darstellen und ihren Ursprung in dem unmerklichen Wandel haben, den in der Zwischenzeit die lebendige Sprache durchgemacht hat. Unwillkürlich haben sich durch Gedanken und Finger der Setzer und Korrektoren hindurch jüngere Wortformen eingeschlichen; oft wird auch das Streben wirksam gewesen sein, den Lesern das Verständnis zu erleichtern. So ist der Text einer fortlaufenden Veränderung unterworfen gewesen, die nicht bloß den altertümlichen Charakter der Sprache beeinträchtigt, sondern mehrfach auch ganz eigentliche Fehler mitgebracht hat, wie z. B. in Luthers Deutsch das unsinnige »Hindin« statt »Hinde«. Ganz ebenso und vermutlich noch schlimmer ist es dem Homertext ergangen, nur daß wir bei ihm nicht in der Lage sind den allmählichen Prozeß Schritt für Schritt urkundlich nachzuweisen. Denn die älteste Stufe seiner Entwicklung, über die wir wenn auch nicht gleichzeitige doch zuverlässige Zeugnisse in einigem Umfange besitzen, ist die, welche Aristarch, oder allenfalls die welche Zenodot vertritt. Wer nun seiner persönlichen Neigung nach innerhalb der Philologie nur solche Aufgaben

angreifen mag, die durch Vergleichung schriftlicher Zeugnisse gelöst werden können, der wird und darf es, für seine Person, ablehnen, mit der Konstituierung des Homertextes über die Periode der Alexandriner zurückzugehen.

Aber daraus, daß wir über die älteren Zeiten keine ausdrücklichen Nachrichten haben, folgt nicht, daß es uns überhaupt an Mitteln fehle über sie etwas zu erfahren. Aus den Inschriften kennen wir ein gutes Stück der griechischen Sprachgeschichte; wir vermögen so ziemlich den Zustand darzustellen, in dem sich die attische und die ionische Mundart im vierten, fünften, sechsten Jahrhundert v. Chr. befunden haben, können also einmal die Gestalt angeben, die das homerische Ionisch 300 Jahre vor den Alexandrinern gehabt haben muß, andererseits den störenden Faktor berechnen und danach aussondern, den die attische Literatursprache hineingebracht hat. Ferner wissen wir, daß im epischen Dialekt äolische Bestandteile enthalten sind, die als solche zwar den Gelehrten des Altertums aber nicht den ungelehrten Abschreibern bekannt waren, daher vielfach mißverstanden und in der Überlieferung verdunkelt werden mußten. Auch diese Erkenntnis hilft uns einen Maßstab zu bilden, nach dem die Echtheit homerischer Laut- und Flexionsformen beurteilt werden kann. Auf der andern Seite bietet uns der Text selber bestimmte Anhaltspunkte, um diesen Maßstab anzulegen: das sind die metrischen Fehler, die durch das Eindringen jüngerer Formen entstanden sind. Die glänzendste Probe der Belehrung, die aus ihnen gewonnen werden kann, lieferte Bentley mit der Entdeckung des Digammas¹⁾. Über seine Existenz bei Homer fehlte jedes Zeugnis; aber sie wurde dadurch bewiesen, daß, wenn man das *f* einsetzte, in zahllosen Fällen ein unerlaubter Hiatus beseitigt, in anderen eine für den Vers notwendige Positionslänge hergestellt oder eine den Vers störende Verkürzung eines langen vokalischen Auslautes verhütet wurde. Eine zweite große Gruppe von Beispielen bilden die Erscheinungen der Kontraktion, die namentlich von Bekker, Ahrens, Nauck untersucht worden sind. Ein Versausgang wie δ 122 χρυσηλακάτω εἰκοῖα brauchte attischen Lesern keinen Anstoß zu geben und konnte von attischen Schreibern leicht geschrieben werden, da beiden auch im Maskulinum

1) Die Geschichte dieser Entdeckung ist am besten dargestellt von J. van Leeuwen, *Enchiridium dictionis epicae* (1892) p. 131 sqq.

und Neutrum die gleiche Form des Stammes geläufig war; nachdem wir einmal darauf aufmerksam geworden sind, daß Homer εἰκώς gar nicht kennt sondern nur εἰκῶς, und ferner, daß neben ἀρηρῶς τεθρηλῶς εἰδῶς u. ä. Feminina mit kurzem Stammvokal, ἀραρυῖα τεθαλυῖα ἰδυῖα, stehen, können wir nicht zweifeln, daß von dem, der jenen Vers gebaut hat, εἰκοῖα viersilbig gesprochen worden ist. Πριάμοιο πάις lesen wir Γ 344 und ähnliches öfter, sind also aufs sicherste darüber unterrichtet, daß der epischen Mundart die zweisilbige Form des Wortes geläufig war; wo demnach παῖς überliefert ist, liegt immer die Möglichkeit vor, daß es aus der Sprache früherer oder späterer Abschreiber eingedrungen ist, und wir werden nicht die Handschriften sondern das Metrum befragen, wenn wir wissen wollen, wie an einer einzelnen Stelle der Dichter das Wort gesprochen hat. Πολλά γὰρ ἄλγε' ἔχει πατρὸς παῖς οἰχομένοιο, schreibt Ludwich δ 164; mit vollem Rechte, insofern es seine Absicht war den in den besten Handschriften bezeugten Text zu drucken. Aber mit ebenso gutem Rechte haben Bekker² und Nauck πάις gedruckt, weil sie eine ältere Gestalt des Textes herstellen wollten, und weil nach altepischem Gebrauche im vierten Fuße vor folgender Diärese beinahe ebenso sehr wie im fünften der Daktylus beliebter ist als der Spondeus. Verbindungen wie Αἰόλου κλυτὰ δώματα x 60, ἀνεψιοῦ κταμένοιο O 554 können nicht ursprünglich sein; wer einen älteren Text als den alexandrinischen geben will, wird Αἰόλοο, ἀνεψίοο daraus machen. Der Versanfang ἔως δ ταυθ' ὄρμαινε ist metrisch unmöglich; das erkannte Gottfried Hermann und forderte für ἔως eine trochäische Form. Aber da ἔως allgemein überliefert ist und da jeder Anhalt für die Annahme fehlt, daß Aristarch, der ja bekanntlich Homer für einen Athener hielt, an der attischen Form Anstoß genommen habe, so mußte diese im Texte belassen werden, solange man ihn nach der alexandrinischen Rezension geben wollte: ἔως in Bekkers erster Ausgabe ist ebenso berechtigt wie εἶος in seiner zweiten; denn erst diese unternahm es in die vorallexandrinische Zeit zurückzugehen. Bei Arthur Ludwich, der doch den überlieferten Text festzuhalten wünschte, ist εἶος ein Fehler.

Ehe wir auf diese wichtige Unterscheidung eingehen, ist es nötig daran zu erinnern, daß die Irrtümer des überlieferten Textes, die zu sprachgeschichtlicher Kritik den Anlaß geben, selber in zwei deutlich geschiedene Gruppen zerfallen. Von der einen sind hier

er, wie es doch den Anschein hat (S. 76), einen Vers gelten ließ der $\xi\omega\varsigma$ δ $\tau\alpha\upsilon\theta$ δ' $\omega\rho\mu\alpha\iota\nu\epsilon$ anfang, so konnte er auch wohl die metrische Lücke in $\tau\acute{\epsilon}\omega\varsigma$ $\acute{\epsilon}\pi\epsilon\iota\gamma\acute{o}\mu\epsilon\nu\omicron\varsigma$ ertragen²⁾. Übrigens kommt für unsre gegenwärtige Untersuchung nichts darauf an, ob Aristarch diese Lesart gehabt hat; daß sie sehr alt ist, geht daraus hervor, daß Nikanor sie erläuterte und den in ihr enthaltenen metrischen Fehler zu entschuldigen sucht, und wird dadurch bestätigt, daß sich in unsern Handschriften noch drei andere Versuche zeigen die Lücke des Verses auszufüllen: $\kappa\alpha\acute{\iota}$, $\delta\acute{\epsilon}$, $\gamma\epsilon$. Das Ursprüngliche aber kann auch in der Lesart von *B* nicht vorliegen; denn vor $\acute{\epsilon}\pi\epsilon\iota\gamma\acute{o}\mu\epsilon\nu\omicron\varsigma$ wird $\tau\tilde{\eta}\omicron\varsigma$ erfordert. Setzt man dieses ein, so ergibt sich leicht die weitere Korrektur $\alpha\upsilon\tau\acute{o}\theta\iota$ für $\alpha\delta\theta\iota$. Dies alles hat Gottfried Hermann erkannt und, hoffentlich für immer, bewiesen. Die Geschichte des Textes an dieser Stelle ist etwas kompliziert, aber doch einleuchtend: $\alpha\upsilon\tau\acute{o}\theta\iota$ $\tau\tilde{\eta}\omicron\varsigma$ wurde unter attischem Einfluß in $\alpha\upsilon\tau\acute{o}\theta\iota$ $\tau\acute{\epsilon}\omega\varsigma$ verschrieben, dieses von einem späteren Abschreiber mit halbem Verstande in $\alpha\delta\theta\iota$ $\tau\acute{\epsilon}\omega\varsigma$ korrigiert, endlich von einem Dritten der Anstoß in $\tau\acute{\epsilon}\omega\varsigma$ $\acute{\epsilon}\pi\epsilon\iota\gamma\acute{o}\mu\epsilon\nu\omicron\varsigma$ bemerkt und durch Einschub eines sinnlosen $\pi\epsilon\rho$ beseitigt. Die Restaurationstünche, die entfernt werden mußte, war in diesem Falle in doppelter Schicht aufgetragen. — Einfacher liegt die Sache da, wo ein ursprüngliches $\tilde{\eta}\omicron\varsigma$ $\tau\tilde{\eta}\omicron\varsigma$ vor konsonantischem Anlaut stand. Nachdem hier $\xi\omega\varsigma$ $\tau\acute{\epsilon}\omega\varsigma$ aus der Gewohnheit der attischen Schreiber sich eingeschlichen hatte, konnte der Fehler bequem dadurch verwischt werden, daß man, wofür sich ja bei Homer viele alte Beispiele fanden, $\epsilon\iota$ statt ϵ schrieb, also $\epsilon\acute{\iota}\omega\varsigma$ $\tau\acute{\epsilon}\iota\omega\varsigma$; z. B. N 443 $\omega\varsigma$ $\epsilon\kappa\tau\omega\rho$ $\epsilon\acute{\iota}\omega\varsigma$ $\mu\acute{\epsilon}\nu$ $\acute{\alpha}\pi\epsilon\iota\lambda\epsilon\iota$ $\mu\acute{\epsilon}\chi\rho\iota$ $\theta\alpha\lambda\acute{\alpha}\sigma\sigma\eta\varsigma$. — Besonders häufig bot der Ausfall des f den Anlaß zur Einschlebung eines Flickwortes oder Flickbuchstaben. Verbindungen wie $\omicron\upsilon$ $\gamma\acute{\alpha}\rho$ $\acute{\iota}\delta\mu\epsilon\nu$ (ρ 78), $\omega\varsigma$ $\omicron\iota$ $\mu\acute{\epsilon}\nu$ $\acute{\epsilon}\kappa\acute{\alpha}\tau\epsilon\rho\theta\epsilon$ (Y 453), $\nu\omega\acute{\iota}$ $\acute{\epsilon}\omicron\lambda\pi\alpha$ (X 246) mußten unrichtig erscheinen, sobald man sich nicht mehr daran erinnerte, daß im Anlaut von $\acute{\iota}\delta\mu\epsilon\nu$, $\acute{\epsilon}\kappa\acute{\alpha}\tau\epsilon\rho\theta\epsilon$, $\acute{\epsilon}\omicron\lambda\pi\alpha$ eigentlich ein Konsonant gesprochen werden sollte. In sehr vielen Fällen ließ man den Fehler ruhig stehen — zum Glück; denn aus ihnen hat dann Bentley seine Erkenntnis gewonnen; in einigen suchte man zu helfen: $\omicron\upsilon$ $\gamma\acute{\alpha}\rho$ τ' $\acute{\iota}\delta\mu\epsilon\nu$, $\omicron\iota$

2) Zu X 379 ($\acute{\epsilon}\pi\epsilon\iota\delta\eta$ $\tau\acute{o}\nu\delta'$ $\acute{\alpha}\nu\delta\rho\alpha$ $\kappa\tau\lambda.$) macht Aristonikos eine Bemerkung, die schließt: $\tau\acute{\alpha}$ $\gamma\acute{\alpha}\rho$ $\tau\omicron\iota\alpha\upsilon\tau\alpha$ $\acute{\epsilon}\sigma\eta\mu\epsilon\iota\upsilon\omicron\nu\epsilon\tau\omicron$ $\pi\rho\delta$ $\kappa\rho\acute{\iota}\sigma\iota\nu$ $\pi\omicron\iota\eta\mu\acute{\alpha}\tau\omega\nu$, $\delta\tau\iota$ $\sigma\pi\alpha\nu\acute{\iota}\omega\varsigma$ (also doch manchmal) \omicron $\omicron\mu\eta\rho\omicron\varsigma$ $\kappa\alpha\kappa\omicron\mu\acute{\epsilon}\tau\rho\upsilon\varsigma$ $\pi\omicron\iota\epsilon\acute{\iota}$.

μέν ῥ' ἐκάτερθε, νόϊ γ' ἔολπα. So ist ein Teil jener γε, τε, ῥα entstanden, die im überlieferten Texte manchmal ganz sinnlos stehen und das Verständnis ebenso erschweren, wie die echten homerischen Partikeln es beleben und fördern.

Die mitgeteilten Proben³⁾ sollten nur dazu dienen, die Art der Fehler, die schon in den Jahrhunderten vor der Zeit der Alexandriner in den Text gekommen sind, und die Methode, nach der sie erkannt werden können, anschaulich zu machen. Wer sich ein eignes Urteil über diesen Zweig der Forschung bilden will, wird nicht umhin können Bekkers »Homerische Blätter«, Naucks »Kritische Bemerkungen«⁴⁾ und vor allem den klassischen Aufsatz von Jacob Wackernagel über »die epische Zerdehnung« in Bezzenbergers Beiträgen IV (1878) S. 259 ff. durchzuarbeiten, der in ge-

3) In diesem Zusammenhange führte ich früher auch σπέιους κρεῖων u. ä. an, die durch fehlgreifende metrische Korrektur gemacht worden seien, nachdem die attischen Formen σπέους κρεῖων an Stelle der echt epischen σπέεος κρεῖων in den Text gedrungen waren. Aber Brugmann (Idgm. Forsch. 9 [1898] S. 158 ff.) hat wahrscheinlich gemacht, daß die Kontraktion der beiden ersten Vokale in ἐυρρεῖος, ἀγακλειος (so Hesychios richtig statt des bei Homer überlieferten ἀγακλῆος), νεῖται, αἰδετο u. ä. innerhalb des Ionischen auf rein lautgesetzlichem Wege entstanden sei, so daß σπέιος δεῖος für σπέιους δεῖους, κρεῖων (aus *κρεῖων) für κρεῖων bei Homer zu fordern wären. An Brugmann hat sein Schüler Kurt Eulenburg angeknüpft und in umfassender Untersuchung diese Verhältnisse klar zu stellen unternommen: »Zur Vokalkontraktion im ionisch-attischen Dialekt«, IF. 15 (1903) S. 129—214. Er hält an κλειος, δεῖος als altionischen Genetivformen fest, während er für κρεῖων zu der früher auch von mir angenommenen Nauckschen Auffassung zurückkehrt. Für diese ist neuerdings Bechtel, Die Vokalkontraktion bei Homer (1908), eingetreten, der denn Brugmanns ionische Kontraktionsregel aufs lebhafteste ablehnt (S. 244 f.). Bei der immer noch zu beklagenden Dürftigkeit inschriftlicher Zeugnisse für das Altionische ist eine Entscheidung zurzeit nicht möglich.

4) In den Jahrgängen 1864—1885 des Bulletin de l'Académie impériale des sciences de St.-Petersbourg. Leider sind diese Untersuchungen unter deutschen Philologen wenig bekannt geworden, obwohl sie in dem ganz gleichlautenden Abdruck in den Mélanges Gréco-Romains bequem und billig zu haben sind. Viele, die über Nauck absprechen, kennen ihn nur aus seiner Ausgabe, in der er es allerdings dem Leser möglichst unbequem gemacht hat den Sinn und Zusammenhang seiner Textänderungen zu verstehen. Eine kleine Vorstellung von dem, was er gewollt hat, und von der Art seines Arbeitens gibt meine Besprechung seiner Ilias in den »Jahresberichten des philolog. Vereins zu Berlin« V (1879) S. 204—215. VII (1881) S. 2—15; vgl. ebenda X (1884) S. 311 ff. 325 f.

drängtem Gedankengang und mit wirksamer Anordnung der Beweismittel das Recht und die Aufgaben der sprachwissenschaftlichen Textkritik entwickelt. In ähnlicher Richtung bewegen sich die »*Quaestiones epicae*« von Wilhelm Schulze (1892), ein Werk umfassender Gelehrsamkeit und glücklichen Scharfsinns, das manche frühere Ansicht berichtigt, ergiebige neue Gesichtspunkte der Beurteilung aufgestellt hat. Seinen Grundgedanken hat der Verfasser sicher bewiesen: daß früher die Abneigung gegen die Annahme metrischer Dehnungen zu weit gegangen war, daß solche in Wirklichkeit vielfach vorgekommen sind, wenn auch nur unter ganz bestimmten, einen eigentlichen Zwang enthaltenden Umständen. Um diese festzustellen und damit scharfe Grenzen zu gewinnen, bedurfte es sorgfältiger Prüfung im einzelnen: ob eine auffallende Länge, die bei Homer erscheint, historisch berechtigt, oder unter dem Zwange des Metrums vom Dichter eingeführt sei; und von dieser zweiten Gattung waren wieder solche Fälle zu trennen, in denen die Länge nicht dem Dichter ihren Ursprung verdanken kann, sondern erst in den Zeiten schriftlicher Überlieferung als halbgelehrte Korrektur für eine unmetrische Schreibung entstanden sein muß, wie etwa die angeführten εῶς τείως an Stelle der attisch geschriebenen ἕως τείως, oder εἰῶ (Δ 55) u. ä. aus attischem εῶ, das sorglose Schreiber für homerisches ἐάω gesetzt hatten. In diesen Einzelfragen hat Schulze natürlich manchen Widerspruch erfahren; und hier wird wohl noch lange Zeit für Meinungsverschiedenheiten ein Spielraum bleiben. Gefördert wurde die Untersuchung auch durch die im J. 1903 erschienene, schon (Anm. 3) erwähnte Dissertation von Kurt Eulenburg, der nur darin zu irren scheint, daß er für die dritte Gruppe von Dehnungen, die wir als fehlerhaft bezeichnen müssen, die alexandrinische Wissenschaft verantwortlich macht und nicht die ungelehrte schriftliche Überlieferung, die ihr voranging (IF. 15 S. 159. 160. 189). Zieht man die Summe, so sind auf diesem Gebiete gerade auch in neuerer Zeit erfreuliche Fortschritte gemacht worden; die Literaturangaben in der Praefatio und den Anmerkungen meiner Homerausgabe, durch welche die von mir in den Text gesetzten Korrekturen gerechtfertigt werden sollen, würden heute, wenn sie neu zu machen wären, ebenso wie die Korrekturen selbst ein anderes und ein reicheres Bild geben. Daß ich schon damals (1886—91) in der Aufnahme von Änderungen weiter gegangen sein würde, wenn ich

eine Ausgabe für ausschließlich gelehrte Zwecke und nicht ein Schulbuch hätte machen wollen, bedarf kaum der Erwähnung. Immerhin gehen in diesem Falle wissenschaftliche Berichtigung und praktische Vereinfachung des Textes eine gute Strecke Hand in Hand; und wenn die getroffene Auswahl den Spezialforscher, der gern die letzten Konsequenzen gezogen sehen möchte, nicht befriedigt, so wird sie um so eher geeignet sein dem Fernerstehenden und vielleicht auch dem Widerstrebenden die Einsicht zu vermitteln, daß die mühevollen Arbeit eines Jahrhunderts nicht vergeblich gewesen ist, sondern für die Rekonstruktion eines voralexandrinischen Homertextes eine Reihe sicherer Resultate geliefert hat.

2. Daß dies der Fall sei, bestreitet nach wie vor aufs entschiedenste Arthur Ludwich, von dessen großem Werke über Aristarch der ganze zweite Band als Pamphlet gegen die sprachgeschichtliche Kritik des Homertextes gemeint ist. Auch seit Veröffentlichung dieses Bandes (1885) hat er im Kampfe nicht nachgelassen, hat u. a. das Hervortreten der Homerausgabe von J. van Leeuwen und M. B. Mendes da Costa, ferner die erste Auflage meines hier vorliegenden Buches benutzt, um von neuem seinen Standpunkt zu präzisieren⁵⁾. Sein Verfahren war geeignet harmlose Leser zu täuschen. Er griff ein älteres Buch heraus, dessen Übertreibungen und Verkehrtheiten von den Anhängern Bentleys und Bekkers entschieden abgelehnt werden, die *ἱλιφίας* und *ὀδύσσεια* des Engländers Payne Knight (1820), machte diesen zum eigentlichen Vertreter der bekämpften Richtung und hatte sich damit die Kategorien »Knightianer« und »Knightianismus« geschaffen, in die er die ihm unsympathischen Erscheinungen nur einzuordnen brauchte, um mit ihrer Verurteilung fertig zu sein. Daß Gottfried Hermann in demselben Sinne gearbeitet hat, wurde nicht erwähnt; in bezug auf Bentley, Bekkers großen Vorgänger, deutete Ludwich an, daß er für die Kritik des Homer das hervorragende Talent nicht besessen habe, das anderwärts unsre Bewunderung erzeuge (AHT. II 285); und Immanuel Bekker selbst erschien unter diesem

5) Die Odyssee der beiden Holländer wurde von Ludwich rezensiert BphW. 1892 S. 1189 ff. Gegen mich wendete sich sein Aufsatz »Der Knightianismus und die Grundfragen der Homerkritik« in Fleckeisens Jahrb. 153 (1896) S. 1—47.

Gesichtspunkt nur als einer von denen, »welche dem Knightianismus Konzessionen machen«. Gegen diese ungerechte Darstellung führte ich aus: in Wahrheit sei es doch so, daß Payne Knight ein an sich richtiges Prinzip durch extreme Anwendung verdorben habe; Ludwich kehre die Sache um und mache aus ihm das Haupt einer Schule, dem seine Jünger nur mit mehr oder weniger Zurückhaltung gefolgt seien. Ludwich hat nun, um seinen Sprachgebrauch zu rechtfertigen, an dem Buche B die Probe gemacht, wie viele der in meine Ausgabe aufgenommenen Textänderungen ebenso oder ähnlich schon bei Payne Knight stünden, und hat gefunden, es sei die große Mehrheit, 23 unter 34. Ganz einwandfrei ist seine Statistik auch hier nicht; denn wenn dieselbe Erscheinung — der epischen Zerdehnung — 44 mal vorkommt, so ist diese Gruppe streng genommen nur einmal zu zählen; und wo der Ausdruck »Knightianer« begründet werden sollte, da durfte die andere Probe nicht fehlen, wie viele von den Textänderungen jener alten Ausgabe in der meinigen unbeachtet geblieben sind. Aber ich will es, zu meiner Verteidigung, gar nicht streng nehmen, sondern die Feststellung anerkennen, daß die von Bekker und Nauck neu begründete Methode mehr, als ihr bewußt war, von Payne Knight beeinflußt ist. Daraus folgt für mich nur, daß dieser doch schon recht viele brauchbare Gedanken gehabt hat und also die Geringschätzung nicht verdient, mit der Ludwich von ihm spricht. In Zukunft werde ich es mir gern gefallen lassen, als Anhänger des »Knightianismus« bezeichnet zu werden. Es ist sonst schon vorgekommen, daß ein Scheltname zum Ehrentitel wurde.

Übrigens, indem wir behaupten, daß dieser Zweig der Wissenschaft seit Bentley eine reiche Entwicklung durchgemacht habe, sprechen wir aus, daß er Irrtümer zu überwinden gehabt hat; und in deren Konstatierung werden wir gelegentlich uns auch auf Ludwich berufen können. Wichtiger sind die prinzipiellen Einwendungen, mit denen er die ganze Methode zu widerlegen und abzusperren meint. Sie lassen sich in drei Sätze zusammenfassen, deren einer lautet: »Homerisch ist nicht Urgriechisch.« Aber das behauptet auch niemand. Es mag vorgekommen sein, daß Bentley, Bekker und ihre Nachfolger in dem Bestreben, dem Dichter seine ursprüngliche Sprache wiederzugeben, zu weit gegangen sind und ihm Formen zugeschrieben haben, die in der Zeit, als Ilias und Odyssee in ihrem jetzigen Umfange geschaffen wurden, nicht mehr

lebendig waren. Ich selbst glaube, daß diesen Fehler alle diejenigen begangen haben, welche, wie die genannten und neuerdings wieder die beiden Holländer, das *f* in den Text gesetzt haben; denn dieses war der Mundart des ionischen Stammes, der die zwei großen Epen vollendet hat, bereits fremd. Aber darum bleibt doch die Tatsache bestehen, daß der Dialekt, in dem Ilias und Odyssee gedichtet sind, in Lauten und Formen viel altertümlicher war als die Literatursprache des vierten, dritten, zweiten Jahrhunderts v. Chr.; und daraus folgt, wir mögen wollen oder nicht, die Forderung, daß wir die Verderbnisse des Textes aufspüren und weg-schaffen, die unter dem allmählichen Einfluß der modernen Sprache unvermeidlich eindringen mußten. — Aber eine solche Modernisierung hat niemals stattgefunden, erwidert Ludwig; und das ist sein zweiter Haupteinwand. Er hat über diesen Punkt mehrfach gesprochen, am deutlichsten wohl AHT. II 447: »Man übersehe »nur einmal die lange Geschichte des Homerischen Textes, soweit »sie sich historisch verfolgen läßt, und vergleiche sie dann mit »wiederholt herangezogenen modernen Analogien, etwa mit der »kurzen Geschichte der Lutherischen Bibelübersetzung, und man »wird alsbald das wunderbare Faktum zu verzeichnen haben, daß »von einem ernstlichen Versuche, die Diktion der Gedichte, wenn »auch nur in den allerbescheidensten Grenzen, von Zeit zu Zeit »der fortgeschrittenen, modernen Sprache anzugleichen, bei den »Griechen nie die Rede ist. Nirgend und zu keiner Zeit stoßen »wir bei ihnen auf einen Homertext, welcher unzweideutige Spuren »eines solchen Versuches an sich trüge.« Natürlich nicht; denn ein solcher »Versuch« ist eben nicht gemacht worden. Es handelt sich gar nicht um eine »planmäßig und systematisch durchgeführte Überarbeitung«, wie Ludwig sich ein andermal ausdrückt (II 388); eine solche hatte Nauck vorausgesetzt, war aber wohl selbst schon davon zurückgekommen. Was wir heute behaupten, ist nur, daß unmerklich und unwillkürlich, höchstens hier und da im einzelnen durch das Streben nach Deutlichkeit getrieben, Abschreiber und Buchhändler zeitgerechte Formen an Stelle der altertümlichen, dunkel gewordenen eingesetzt haben. Daraus erklärt es sich auch, worüber Ludwig sich wundert, daß von dieser Modernisierung »bei den Griechen nie die Rede ist«. Wie sollten sie von einer Veränderung sprechen, die sich ihnen selbst unbewußt vollzog? Erst nachträglich erkennt man sie aus ihren Wirkungen. Allerdings

bestreitet Ludwig auch deren Existenz; aber das eine Πηλῆος, das er selber λ 478 statt des überlieferten, metrisch anstößigen, der attischen Schriftsprache entstammenden Πηλέως hergestellt hat, reicht aus, um an die Tatsachen zu erinnern, die ihn widerlegen.

Das dritte allgemeine Bedenken, das Ludwig hindert die sprachgeschichtliche Textkritik als berechtigt anzuerkennen, beruht darauf, daß für die Periode, in welche diese Kritik hinaufsteigt, äußere Zeugnisse fehlen; gegen »innere Gründe« aber hat er ein unüberwindliches Mißtrauen. So sagt er einmal (AHT. II 413 f.): »Muß es nicht schon an und für sich im höchsten Grade befremden, daß eine Theorie, der man gegenwärtig vertrauensvoll eine »so ungeheuere Tragweite gibt, — die Theorie von der Modernisierung der homerischen Sprache — sich fast lediglich auf innere »Gründe stützt?« Statt dessen empfiehlt er, »die äußeren Zeugnisse einer genaueren und gründlicheren Prüfung zu unterwerfen«, und nennt davon »die Mitteilungen der Alexandriner, die Zitate und die Codices«. Nun, was die Alexandriner betrifft, so hatten sie einen besonders wichtigen und viele Beispiele umfassenden Fall von Modernisierung, die Übertragung aus älterem in jüngeres Alphabet, richtig erkannt; wir werden im folgenden Kapitel sehen, wie sich Ludwig gegen diese Tatsache sträubt. Zitate, die sich bei Platon, Aristoteles u. a. finden, gehören bereits der Zeit an, in der die attische Schriftsprache herrschte, und stehen durchweg unter ihrem Einfluß, eine Erscheinung, die Wilamowitz HU. 299 f. richtig gewürdigt hat; so ist von ihnen für unsern Zweck nicht viel zu hoffen. Die Handschriften endlich, auch die Papyri, sind erst entstanden, nachdem der Vorgang, um den es sich hier handelt, abgeschlossen war. Trotzdem haben sich hier und da versprengte Zeugnisse oder Spuren altertümlicher Schreibweise erhalten, naturgemäß in den Papyris, worüber in Kap. I berichtet ist, mehr als in den Pergamenthandschriften; auf Einzelheiten soll später (S. 95 f.) noch eingegangen werden. So wertvoll aber die von dieser Seite erwachsende Hilfe ist, weil sie einem Zweifelnden Mut machen kann, so wird sie doch schwerlich ausreichen, um einen so entschlossenen Gegner wie Arthur Ludwig zu bekehren. In der Hauptsache bleibt es doch wie es gewesen ist: wer die Gestalt erkennen will, die der Homertext zu einer Zeit hatte, in welche seine schriftliche Überlieferung überhaupt nicht zurückreicht, der muß sich entschließen auch anderen als direkten schriftlichen

Zeugnissen zu glauben; wer dies letztere nicht will, der muß mit seiner Betrachtung ein für allemal diesseits der bezeichneten Grenze stehen bleiben. Niemand wird ihn deswegen schelten. Aber er soll nicht verlangen, daß ihm Töne sichtbar gemacht werden, noch bestreiten, daß es eine Wissenschaft der Optik gibt, weil die Erscheinungen, von denen sie handelt, mit den Tastnerven nicht wahrgenommen werden können.

Manchmal sieht es so aus, als wolle auch Ludwig dies gelten lassen und die Getrenntheit der Gebiete zugleich mit der Verschiedenheit der Hilfsmittel zu ihrer Bearbeitung anerkennen. Er zitiert (AHT. II 68) Worte von Lehrs, der im Jahre 1874 den Gedanken als eine »Absurdität« zurückwies: »wir müßten bei Aristarchs Homerrezension stehen bleiben«. Ferner beruft er sich (ebenda 76) auf einen Satz von Moriz Haupt: »Den reinen Aristarchischen Text »des Homer darzustellen ist die nächste Aufgabe der Homerischen »Kritik, nicht die einzige.« Ludwig scheidet (S. 464) begrifflich genau zwischen *recensio* und *emendatio* und bezeichnet Arbeitsteilung in der Wissenschaft als eine Notwendigkeit (S. 499). Nur ist es ihm nicht gelungen diesen guten Grundsatz durchzuführen, ja er scheint es nicht einmal sehr energisch versucht zu haben. In demselben Buche, aus dem soeben Zeugnisse für seine Toleranz beigebracht wurden, schreibt er (S. 227): »Wer dies alles« [d. h. die Schwierigkeiten, die sich einer, kurz gesagt, transzendentalen Homerkritik entgegenstellen] »erwägt, dem kann man es wohl »nicht allzusehr verdenken, wenn er mit Wolf das Geständnis der »Verzweiflung ablegt: es sei unmöglich, die Urform der Homerischen Gedichte wieder aufzufinden, und aus diesem Grunde »müsse die Restitution der besten alten Überlieferung das alleinige »Ziel des Kritikers sein.« Dies klingt doch wieder ganz anders.

Der theoretischen Inkonsequenz entspricht ein Schwanken in dem praktischen Verhalten des Herausgebers. Sein eigener Text bietet keineswegs ein ganz getreues Bild der Überlieferung. Die meisten und besten Handschriften haben δ 623 $\epsilon\nu\epsilon\iota\kappa\alpha\nu$, δ 722 $\text{Ἰολύμπιοι ἄλγε' ἔδωκαν}$; trotzdem schreibt Ludwig mit anderen Herausgebern $\epsilon\pi\epsilon\mu\pi\omicron\nu$ und nachher $\text{Ἰολύμπιος ἄλγε' ἔδωκεν}$, beides vermutlich um innerer Gründe willen, die er freilich nicht andeutet. Diesmal ist sogar Payne Knight der konservative gewesen; denn er hat 722 den Plural beibehalten. Ludwig schreibt ι 268 $\delta\omicron\iota\eta\varsigma$ mit Wolf u. a. für äußerlich beglaubigtes $\delta\acute{\omicron}\eta\varsigma$ oder $\delta\omega\eta\varsigma$, nimmt

δ 546 Gottfried Hermanns Verbesserung ἡ καὶ Ὀρέστης (für ἡ καὶ Ὀρέστης) auf und ebenso θ 363 desselben Gelehrten Konjekturen ἔνθα τέ οἱ statt ἔνθα δέ οἱ; denn dadurch, daß hier eine Handschrift des 15. Jahrhunderts ebenfalls τε hat, wird diese Lesart doch noch nicht zu einer diplomatisch beglaubigten oder gar zu der besser beglaubigten. Während er seine Gegner deswegen tadelt, weil sie nach »Analogie- und Vernunftschlüssen« den Text zurechtmachten, ist er doch auch selber vielfach der Analogie zuliebe von der Überlieferung abgewichen. Wie bitter spottet er über uns Knightianer, die statt der organisch nicht erklärbaren zerdehnten Formen der Verba auf -άω die unkontrahierten herstellen; aber η 444 und ν 496, wo die meisten und besten Hdss. τηλεθάοντα haben, macht er daraus nach entgegengesetzter Analogie τηλεθόωντα, während er nun wieder in der Ilias τηλεθάοντες X 423, τηλεθάον P 55 nicht geändert hat. Mit Recht hat er ἦλυθ' ἰωή K 439 und ρ 264 beibehalten; denn auf das anlautende f wollte er ja nicht, wie Nauck und Fick, Rücksicht nehmen. Aber warum hat er π 14 ἦλυθ' ἄνακτος, das doch sämtliche Handschriften haben, nicht geduldet, sondern mit Wolf u. a. in ἦλθεν ἄνακτος geändert? Von metrischen Korrekturen, die er aufgenommen hat, sind die wichtigen εἶος τεῖος und Πηλῆος schon oben erwähnt (S. 76. 84); in dieselbe Kategorie gehört μεταφώνει μνηστήρῃσιν σ 35 statt μεταφώνει (oder προσεφώνει), das die meisten und besten Handschriften haben. Und wie steht es bei Ludwich mit der Autorität Aristarchs? Daß er ihm öfter folgt als mancher andre Herausgeber, ist ja wahr; aber auch er schreibt von dem Alexandriner abweichend A 404 βίη, Γ 493 κεφαλή statt des Akkusativs, A 434 ὑφέντες, nicht ἀφέντες, E 787 κάκ' ἐλέγχεα (s. S. 70), H 64 πόντος für πόντον, η 499 κατ' οὐρανοῦ εἰλήλουθεν statt κατ' οὐρανόν, η 347 πόρσυνε statt πόρσαινε, κ 40 und λ 540 Τροίης Τροίην statt Τροίης Τροίην, λ 461 οὐ γάρ πω τέθνηκεν statt οὐ γάρ που, λ 502 τῷ κέ τω σύξαιμι statt τῶν. Aristarchs wunderliches Πηλεϊδῆθελ' A 277 hat Ludwich früher ernsthaft gelobt (AHT. II 82. 141); er selbst aber druckt weder dieses noch mit der besten Handschrift Πηλεῖδ' ἦθελ', sondern, doch wohl nach einem Analogie- und Vernunftschluß, Πηλεῖδῃ ἔθελε(ε). Nach dem allen steht mit Unrecht auf dem Titel seiner Ausgabe »Homeri carmina recensuit et selecta lectio- nis varietate instruxit Arthurus Ludwich«; es müßte heißen »recensuit et emendavit«. Denn obgleich Ludwich zweimal (AHT. II 174

und in der Praefatio der Odyssee p. xx) Lachmanns strenge Grundsätze über das Geschäft der *recensio* zustimmend zitiert, hat er doch selbst gar nicht selten in die weitere Arbeit der *emendatio* vorausgegriffen. Allerdings ohne erkennbares und wohl auch ohne erkanntes Prinzip, wodurch denn sein Text eben jenen eklektischen Charakter bekommen hat, den er am Schluß seines Werkes über Aristarch (II 480) mit den Worten von Lehrs so entschieden verurteilt hatte.

Der Widerspruch in Ludwichts Haltung läßt sich psychologisch wohl erklären. Er besitzt im Grunde zu viel gesunden philologischen Sinn, als daß er nicht die innere Berechtigung mancher von den Korrekturen, durch die man den überlieferten Text verbessert hat, empfinden sollte. Andererseits ist seine allgemeine Abneigung gegen ein Argumentieren aus inneren Gründen und sein Mißtrauen gegen eine historische Wissenschaft, die den Boden der unmittelbaren schriftlichen Nachrichten verläßt, doch so stark, daß er nicht vermocht hat seine tatsächliche Annahme einer Reihe einzelner Resultate zu einer prinzipiellen Anerkennung der Methode, durch die sie gewonnen sind, zusammenzufassen. Ja, noch mehr! Im Eifer des Gefechtes hat sich ihm der berechtigte Entschluß, mit seinen eignen Studien diesseits der durch die Alexandriner bezeichneten Grenze stehen zu bleiben, zu dem unberechtigten Wunsche verschoben, auch andre zu hindern, daß sie darüber hinausgehen; sehr zum Unterschiede von Lehrs, an dessen gerechtes und bescheidenes Urteil über den relativen Wert dieser Grenze Ludwig doch selbst erinnert (II 75). Mehr und mehr ist er dahin gekommen, diejenigen Aufgaben innerhalb der Homerkritik, mit denen gerade er sich beschäftigt, für die einzig möglichen zu halten und die Gebiete, die außerhalb seines Interessenkreises liegen, aus der Ferne gering zu schätzen, ja ganz zu verkennen. Daher die bittere und unfruchtbare Polemik, durch die er sich und anderen die Freude an dem, was er geleistet hat, verkümmert. Er hält uns für seine Gegner, während er unser Mitarbeiter ist. Denn wenn die einen den Homer des zweiten, die andern den des sechsten Jahrhunderts v. Chr. erkennen und darstellen wollen, so sind das nicht zwei einander feindliche Tendenzen, sondern verschiedene Teile eines größeren gemeinsamen Werkes. Wer seine Kräfte dem einen widmet, soll die Männer gewähren lassen, die es vorziehen mit ihrer Arbeit den andern Teil zu fördern.

3. Daß unter diesen selbst nicht volle Einigkeit herrscht, kann nur der beklagen oder belachen, der nicht einsieht, daß es so sein muß. Wo Leben und Entwicklung ist, da ist auch Kampf und Tod; und nur durch verfehlte Versuche hindurch führt der Weg zur rechten Erkenntnis. Wer sich vor der Gefahr des Irrtums fürchtet, wird nie die Wahrheit gewinnen. Kein Verständiger mag heute noch alle Lesarten von Bentley, Bekker, Nauck oder auch nur alle Grundsätze ihrer Kritik gut heißen; aber deshalb haben sie ihre Fehler gemacht, damit wir daraus lernen können. Unter diesen Fehlern ist besonders einer von fundamentaler Bedeutung.

Vorher wurde erwähnt (S. 79), daß vielfach die neuere Kritik, indem sie Flickworte wie τε, γε, δέ beseitigte, zugleich eine altertümlichere Sprachform herzustellen und den Sinn zu verbessern vermocht hat. Es kommt aber auch vor, daß, wenn man ein solches Wörtchen um des Digammas willen oder aus einer verwandten Rücksicht streicht, der Gedanke keineswegs gefördert, vielmehr geschädigt wird. So ist Ω 16 (τρίς δ' ἐρύσας περὶ σῆμα Μενoitιάδασ θανόντος αἴτις ἐνὶ κλισίῃ παύεσκατο) das δέ hinter τρίς zur Fortführung der Erzählung kaum zu entbehren; und doch hat Heyne τρίς φερύσας empfohlen, Fick und die beiden Holländer haben so geschrieben. Auch ξ 459 schreiben die beiden letzteren zum Nachteil der Syntax nicht, wie überliefert ist: τοῖς δ' Ὀδυσσεὺς μετέειπε, sondern τοῖς Ὀδυσσεύς, um die ältere und vollere Dativendung, die dann nur vor vokalischem Anlaut elidiert wäre, möglich zu machen. Rührend ist in der Frage des Kyklopen an seinen Widder ι 452 (ἦ σὺ γ' ἄνακτος ὀφθαλμὸν ποθέεις;) gerade das γε; trotzdem ist es bei Payne Knight, Bekker², Nauck, van Leeuwen dem φ von φάνακτος zum Opfer gefallen. Das gibt doch zu denken. Und fast noch schlimmer ist es, wenn die sprachliche Reformierung des Textes nicht selten umgekehrt dazu führt, daß jene kleinen Wörter erst eingefügt werden, obwohl der logische Zusammenhang sie nicht fordert, oft nicht einmal verträgt. Um den Hiatus zu tilgen, schrieb Bentley Ω 644 καὶ τ' αἴθοπα φοῖνον statt καὶ αἴθοπα, Ω 528 ἕτερος δέ τ' ἐάων statt δὲ ἐάων, T 288 ζῶν μὲν σέ γ' ἔλειπον für σε ἔλειπον. An dieser Stelle empfahl Bekker² σ' ἄρ' ἔλειπον, van Leeuwen und da Costa halten σ' ἔλιπόν γε für das Richtige: auf den Sinn scheint gar nichts anzukommen. Dasselbe haben wir Z 123: τίς δὲ σὺ ἐσσι, φέριστε, wo Bentley γ' einschob, und Y 205: ὄψει δ' οὐτ' ἄρ πω σὺ ἐμοὺς ἴδες οὐτ' ἄρ' ἐγὼ σοὺς, wo der gleiche

Zusatz von Heyne empfohlen und von den beiden Holländern angenommen worden ist. Eine Reihe weiterer Beispiele sind in der Praefatio meiner Ilias p. ix zusammengestellt. Der prinzipielle Fehler, der mit solchen Konjekturen begangen wird, besteht darin, daß man, um einen Anstoß zu beseitigen, einen andern einführt. Daß Homer die Partikel, welche die Bedingtheit bezeichnet, in doppelter Form gebraucht, ist auffallend; innerhalb der epischen Sprache hat ohne Zweifel das äolische $\kappa\epsilon\nu$ vor dem ionischen $\alpha\acute{\nu}$ den Vorzug der Ursprünglichkeit: so konnte der Wunsch entstehen, möglichst alle Beispiele von $\alpha\acute{\nu}$ in $\kappa\epsilon\nu$ zu verwandeln, damit ein gleichmäßig altertümlicher Sprachgebrauch hergestellt würde. Aber $\epsilon\pi\acute{\eta}\nu$ vor konsonantischem Anlaut ließ sich nicht in $\epsilon\pi\epsilon\acute{\iota}\ \kappa\epsilon$ ändern; deshalb haben die beiden holländischen Herausgeber in solchen Fällen (z. B. δ 412. 414. χ 441. χ 440) einfach $\epsilon\pi\epsilon\acute{\iota}$ geschrieben und die regelrechte Verbindung des Konjunktivs mit $\alpha\acute{\nu}$ im Temporalsatze zerstört. Ebenso liest man bei ihnen π 276: $\epsilon\acute{\iota}\ \pi\epsilon\rho\ \kappa\alpha\acute{\iota}\ \delta\acute{\iota}\alpha\ \delta\omega\mu\alpha\ \pi\omicron\delta\omega\acute{\nu}\ \epsilon\lambda\kappa\omega\sigma\iota\ \theta\acute{\upsilon}\rho\alpha\zeta\epsilon$, anstatt des überlieferten und syntaktisch richtigen $\eta\acute{\nu}\ \pi\epsilon\rho\ \kappa\tau\lambda$. Allerdings findet sich ja bei Homer gelegentlich auch der bloße Konjunktiv da gebraucht, wo wir den mit $\alpha\acute{\nu}$ oder $\kappa\epsilon\nu$ erwarten; z. B. A 163 f.: $\omicron\delta\ \mu\acute{\epsilon}\nu\ \sigma\omicron\acute{\iota}\ \pi\omicron\tau\epsilon\ \acute{\iota}\sigma\omicron\nu\ \epsilon\acute{\chi}\omega\ \gamma\acute{\epsilon}\rho\alpha\varsigma$, $\acute{\omicron}\pi\pi\acute{\omicron}\tau\prime\ \text{Ἀχαιοὶ}\ \text{Τρώων}\ \epsilon\kappa\pi\acute{\epsilon}\rho\sigma\omega\sigma\prime\ \epsilon\delta\ \nu\alpha\acute{\iota}\acute{\omicron}\mu\epsilon\nu\omicron\nu\ \pi\omicron\tau\omicron\lambda\acute{\iota}\sigma\theta\rho\nu$, oder ρ 9: $\pi\rho\acute{\iota}\nu\ \gamma\prime\ \alpha\delta\tau\acute{\omicron}\nu\ \mu\epsilon\ \acute{\iota}\delta\eta\tau\alpha\iota$. Aber das sind Ausnahmen, die als Sporn zu weiterer Untersuchung dienen mögen; aller gesunden Kritik widerspricht es, sie ohne Not zu vermehren und eine klar bestehende syntaktische Analogie zu schädigen, damit einer formalen Analogie aufgeholfen werde. Eine ähnliche störende Wechselwirkung zwischen sprachgeschichtlichen und logischen Rücksichten haben wir in einem einzelnen Falle λ 474: $\sigma\chi\acute{\epsilon}\tau\lambda\iota\varsigma$, $\tau\acute{\iota}\pi\tau\prime\ \acute{\epsilon}\tau\iota\ \mu\epsilon\acute{\iota}\zeta\omicron\nu\ \acute{\epsilon}\nu\acute{\iota}\ \phi\rho\epsilon\sigma\acute{\iota}\ \mu\acute{\eta}\sigma\epsilon\alpha\iota\ \acute{\epsilon}\rho\gamma\omicron\nu$; So fragt Achilleus den in die Unterwelt hinabgestiegenen Kriegsgefährten und meint, vollkommen verständlich: was bleibt dir nun noch Größeres zu tun übrig? Aber wenn dem letzten Worte sein f zurückgegeben wird, so kann der Auslaut von $\mu\acute{\eta}\sigma\epsilon\alpha\iota$ nicht verkürzt werden; deshalb schrieb Payne Knight $\epsilon\mu\eta\delta\sigma\alpha\omicron\ \phi\epsilon\rho\gamma\omicron\nu$, Nauck und La Roche erwähnen empfehlend $\mu\acute{\eta}\sigma\alpha\omicron$, und die Holländer haben es wirklich in den Text gesetzt. Der Komparativ hat nun eine ganz andre Beziehung: warum ersannst du eine noch größere Tat — als die Zerstörung Trojas? Der Gedanke, der vorher kräftig war, hat alles Leben verloren.

Diese Stelle ist darum besonders lehrreich, weil wir an ihr noch einen zweiten Versuch haben die ältere Form φέρων möglich zu machen: Bekker schrieb $\muήσαι \text{φέρων}$, so daß σαι mit Synizese, also tatsächlich zusammengezogen, zu sprechen ist. Das ist nun vollends eine trügerische Hilfe. Denn ob dergleichen durch die Schrift bezeichnet wird oder nicht, ist im Grunde unwesentlich; das entscheidende Zeugnis für kontrahierte oder offene Form liegt im Metrum. Darüber haben freilich andere anders gedacht. Thiersch Griech. Gram. § 224, 78 erwähnt einige sichere Fälle der Kontraktion von -σαι zu -η in der 2. Sing. Med., z. B. $\delta\epsilon\acute{\upsilon}\eta$ α 254, $\kappa\epsilon\kappa\lambda\acute{\eta}\sigma\eta$ ἄκοιτις Γ 138, die so in den Handschriften stehen, und $\mu\omicron\theta\acute{\epsilon}\eta$ ἀκράαντον β 202, das er selbst durch Konjekture hergestellt hat; dann fährt er fort: »Übrigens steht neben so entschiedener »Schließung von EAI die Synizese noch in $\gamma\acute{\nu}\omega\sigma\sigma\alpha\iota$ B 367, $\acute{\epsilon}\sigma\sigma\alpha\iota$ ζ 33 ($\acute{\epsilon}\nu\tau\acute{\omicron}\nu\epsilon\alpha\iota$, $\acute{\epsilon}\pi\epsilon\iota$ οὐ τοι ἔτι δὴν παρθένος ἔσσειαι) und $\acute{\upsilon}\varsigma$ με $\kappa\acute{\epsilon}\lambda\epsilon\alpha\iota$ ε 174, ohne daß es geraten wäre in ihr Reste alter Formenbildungen zu verwischen; und, wie Wolf $\kappa\alpha\acute{\iota}$ με $\kappa\acute{\epsilon}\lambda\epsilon\alpha\iota$ δ 812 »gegen $\kappa\acute{\epsilon}\lambda\eta$, das sonst stand, aufgenommen, wird es auch in $\pi\acute{\omega}\varsigma$ γάρ με $\kappa\acute{\epsilon}\lambda\eta$ κ 337 und $\acute{\upsilon}\varsigma$ με $\kappa\acute{\epsilon}\lambda\eta$ Ω 434 gehören.« Also nicht einmal da, wo Metrum und Handschriften in der kontrahierten Form übereinstimmen, sollte sie als gesichert gelten, sondern zugunsten der älteren Bildung verdrängt werden, weil diese an einigen andern Stellen überliefert ist. Und diese Forderung von Thiersch ist keineswegs erfolglos geblieben: Ω 434 und κ 337 schrieb Bekker in seinen beiden Ausgaben (1843 und 1858) $\kappa\acute{\epsilon}\lambda\epsilon\alpha\iota$ gegen das Metrum, dem er doch sonst durch Einsetzung des f , durch Herstellung des Daktylus vor der bukolischen Diärese u. a. Rechnung zu tragen bemüht war. Die späteren sind dann allerdings zu $\kappa\acute{\epsilon}\lambda\eta$ zurückgekehrt, nur Monro und Allen (1902) drucken wieder $\acute{\upsilon}\varsigma$ με $\kappa\acute{\epsilon}\lambda\epsilon\alpha\iota$; in anderen Punkten wird noch heute nach demselben Muster fast allgemein verfahren. Alle Handschriften haben z. B. δ 14 $\chi\rho\upsilon\sigma\acute{\eta}\varsigma$ Ἀφροδίτης, θ 337 $\chi\rho\upsilon\sigma\acute{\eta}$ Ἀφροδίτη; trotzdem schreiben Bekker in beiden Ausgaben, Nauck, Kirchhoff, von anderen zu schweigen, $\chi\rho\upsilon\sigma\acute{\epsilon}\eta\varsigma$ $\chi\rho\upsilon\sigma\acute{\epsilon}\eta$, was in den Vers nicht paßt. Ludwich ist mit Recht in solchen Fällen der Überlieferung treu geblieben. X 322 haben fast alle Handschriften (darunter \mathcal{A} und *Syr.*) als letztes Wort des Verses ganz richtig $\tau\acute{\epsilon}\upsilon\chi\eta$; aber Bekker in beiden Ausgaben, La Roche, Düntzer, Christ, Rzach — Ludwich nicht — haben $\tau\acute{\epsilon}\upsilon\chi\epsilon\alpha$ daraus gemacht. Anlaß zur

Korrektur gab nur der Umstand, daß anderwärts in ähnlichen Fällen die offene Form überliefert ist, wie denn dieses selbe Wort an derselben Versstelle H 207 im Venetus zwar auch *τέυχη* lautet, aber von zweiter Hand in *τέύχεα* geändert ist. La Roche hat die Maxime, nach der er hier verfuhr, im Anschluß an Thiersch ausgesprochen und erläutert HU. 146 f. Er führt überlieferte Schreibungen wie *πρόσθεν δὲ σάκσα σχέθον* Δ 413, *ὕπερφεά καὶ ὀ* 757 an und schließt aus ihnen daß »der Dichter die Kontraktion augenscheinlich habe vermeiden wollen. Es ist deshalb auch«, folgert er weiter, »kein Grund zu finden, weshalb die kontrahierten »Formen an ungefähr einem Dutzend Stellen berechtigt wären, »auch wenn sie handschriftlich begründet sind.« Ganz im Gegenteil; über Zahl und Maß der Silben, die der Dichter im Sinn gehabt und gesprochen hat, kann nur das Metrum der von ihm selbst verfaßten Verse Auskunft geben, nicht eine Orthographie, die Jahrhunderte nach seiner Zeit fixiert worden ist.

Daß auch die besten Hdss. von unmetrischen Schreibungen nicht frei sind, und daß sie dabei nicht etwa konsequent verfahren sondern dieselbe Lautgruppe bald so behandeln bald anders, haben wir früher gesehen (S. 13 f.). In Papyris findet es sich, eben mit Bezug auf Kontraktion und Synizese, ein paarmal, daß die den Vers störende Lesart erst von zweiter Hand eingetragen ist. Man gewinnt den Eindruck, daß unter den Trägern der schriftlichen Überlieferung gerade die denkenden oft mehr auf Altertümlichkeit der Sprachform, auf logische oder etymologische Deutlichkeit Rücksicht nahmen als auf das Metrum. Daß Aristarch die Schreibung *ἐκ πλήρους* an Stellen, wo das Metrum die Elision verlangt, geradezu als abgekürzte Form der Erklärung benutzt hat, kann nach dem, was zu A 323. Δ 444 u. ö. überliefert ist, kaum bezweifelt werden (s. Ludwig AHT. I 189 f.). Fast scheint es, als ob ihm die Schreibung mit Synizese in ähnlicher Weise gedient habe, um durchsichtigere, dem Ursprung näher stehende Wortformen herzustellen. Zwar daß er λ 185 für *τεμένη*, was in allen Hdss. steht und durch Schol. T zu Φ 363 als alt bezeugt ist, *τεμένεα* gebilligt habe, nimmt Ludwig (gegen Carnuth) mit Unrecht an; und wenn Aristarch Δ 417 *μελαινέων* statt *μελαινάων* schrieb, so geschah es gerade »διὰ τὸ μέτρον«, um eine Vokalgruppe zu erhalten, die im Attischen oft als eine Silbe gerechnet wird. Aber nur sprachgeschichtlich zu begründen ist seine Lesart *σέων* E 818, wofür alle

Hdss. $\sigma\omega\upsilon\upsilon$ haben. Sollen wir auf diesem Wege dem Alexandriner folgen? Gewiß nicht, trotz Bekker und Thiersch. Wer überliefertes $\epsilon\iota\kappa\upsilon\iota\alpha$ in $\epsilon\iota\kappa\upsilon\iota\alpha$, $\delta\sigma\phi\iota\nu\epsilon\upsilon\phi\phi\rho\omicron\nu\epsilon\omega\upsilon$ in $\epsilon\delta\phi\rho\omicron\nu\epsilon\omega\upsilon$, $\eta\tilde{\omega}\delta\iota\alpha\nu$ in $\eta\delta\alpha\delta\iota\alpha\nu$ verwandelt, weil der Vers die offene Form fordert oder empfiehlt, der muß auch die kontrahierte Form beibehalten oder herstellen, wo nun umgekehrt diese dem Metrum angemessen ist⁶⁾.

Schließlich dürfen wir auch von unsrer Seite sagen, wie die Alten es gedacht haben: auf die Schreibung kommt es weniger an als auf die Aussprache; gesprochen aber wurden $\eta\rho\iota\theta\mu\epsilon\omicron\nu$, Πολυδούκεια , $\nu\epsilon\mu\epsilon\sigma\sigma\eta\theta\acute{\epsilon}\omega\mu\epsilon\nu$, $\gamma\nu\acute{\omega}\sigma\epsilon\alpha\iota$ $\acute{\epsilon}\pi\epsilon\iota\tau\alpha$ jedenfalls mit Kontraktion. Auf dieser Ansicht beruhen auch die Untersuchungen von Friedrich Bechtel in seinem kürzlich erschienenen Buche »Die Vokalkontraktion bei Homer«. Wie er, gegen Brugmann, die Auflösung kontrahierter Silben, die durch das Metrum nicht geschützt sind, verteidigt, so läßt er auch in umgekehrter Richtung das Metrum entscheidend sein und rechnet Vokalgruppen, die im Verse einsilbig gesprochen werden mußten, als Beispiele von Kontraktion. »Synizesis«, wie die Alten sagten, ist in Fällen dieser Art nur ein anderer Name für dieselbe Sache. Wenn also Bekker $\mu\acute{\eta}\sigma\epsilon\alpha\iota$ $\acute{\epsilon}\rho\gamma\omicron\nu$ in $\mu\acute{\eta}\sigma\epsilon\alpha\iota$ $\phi\acute{\epsilon}\rho\gamma\omicron\nu$ änderte, so hat er eine überlieferte offene Form durch eine kontrahierte ersetzt, also, um die Lautgestalt von $\acute{\epsilon}\rho\gamma\omicron\nu$ altertümlich zu machen, die des benachbarten Wortes modernisiert.

Übrigens fehlt es bei ihm und andern Herausgebern nicht an Beispielen, in denen sie selber sich dieses Verhältnisses — zu dessen Betrachtung wir zurückkehren — bewußt geworden sein müssen. Für überliefertes $\acute{\epsilon}\pi\iota$ $\xi\epsilon\iota\nu\omicron\iota\varsigma$ $\gamma\epsilon\lambda\acute{\omicron}\nu\tau\epsilon\varsigma$ υ 374 empfahl Nauck (1874) $\acute{\epsilon}\pi\iota$ $\xi\epsilon\iota\nu\omicron\iota\sigma\iota$ $\gamma\epsilon\lambda\acute{\omicron}\nu\tau\epsilon\varsigma$, und fünf Jahre später setzte er unter denselben Verhältnissen in der Ilias Γ 394 $\acute{\epsilon}\pi\iota\sigma\acute{\omega}\tau\omicron\iota\sigma\iota$ $\delta\alpha\tau\epsilon\tilde{\omega}\nu\tau\omicron$ in den Text statt $\acute{\epsilon}\pi\iota\sigma\acute{\omega}\tau\omicron\iota\varsigma$ $\delta\alpha\tau\acute{\epsilon}\omicron\nu\tau\omicron$, stellte also die vollere und ältere Endung des Dativ Plur. dadurch her, daß er am nachfolgenden Verbum die jüngere, kontrahierte Form einführte. Um des Digammas willen verwandelten Heyne und ihm folgend Bekker² und Nauck $\acute{\epsilon}\theta\acute{\epsilon}\lambda\eta\sigma'$ $\epsilon\iota\pi\acute{\omicron}\nu\tau\omicron\varsigma$ Z 281 in $\acute{\epsilon}\theta\acute{\epsilon}\lambda\eta$ (ϕ) $\epsilon\iota\pi\acute{\omicron}\nu\tau\omicron\varsigma$, beseitigten also die Altertümlichkeit an der Konjunktivform, um sie im Anlaut des folgenden Wortes wieder zu gewinnen.

6) In meiner eignen Ausgabe habe ich mich bemüht die Schreibung dem Metrum und der Aussprache anzupassen. Daß ich dabei in Beseitigung der Synizesen noch weiter hätte gehen sollen, ist in der Praefatio zur Ilias hervorgehoben.

Dativ-Endung und \mathcal{F} stoßen zusammen T 424 in πρώτοις ἰάχων; hier bevorzugte Bentley das erste Wort, indem er πρώτοισιν ἐών vorschlug, Bekker² und Nauck das zweite, indem sie πρώτοις (F)ιάχων schrieben. Digamma und Kontraktion treffen zusammen Ψ 787, wo ὕμῃ ἐρέω überliefert ist und von Bekker², Nauck u. a. in ὕμῃ (F)ερέω, verwandelt wird, wieder mit sogenannter Synizese; aber Ω 354 hat Bekker die Kontraktion auch in der Schrift bezeichnet: aus φραδέος νόου ἔργα τέτυκται machte er nach Bentleys Vorschlag φραδέος νοῦ φέργα. Nicht nur die ältere, unkontrahierte Form hat er hier zerstört, sondern zugleich den Daktylus vor der bukolischen Diärese, den er doch sonst nach Möglichkeit sogar durch Konjektur herstellt. In denselben Widerspruch mit sich selbst gerät Nauck N 463, wenn er einstimmig bezeugtes ἀπὸ ἕο, δεῖσε in ἀπὸ εῶ, δεῖσε korrigiert, um dem Anlaut δ \mathcal{F} sein Recht zu geben. Gelegentlich ist die unbequeme Zwickmühle, in der man mit solchen Korrekturen hin- und herzieht, schon im Altertum empfunden worden: τ 436 gewinnen wir aus den Handschriften die Lesart ἀλλ' Ὀδυσῆα ποθεῖσα, aber Aristarch schrieb ἀλλ' Ὀδυσῆ ποθέουσα. Wer hier die Kontraktion im ersten Worte nicht will, muß sie im zweiten annehmen, und umgekehrt. Γ 10 standen in den Ausgaben, mit denen die Alexandriner arbeiteten, ἡγύτ' ὄρεος und εἴτ' ὄρεος einander gegenüber; Aristarch entschied sich für das zweite, und so haben es alle unsere Hdss. In Fällen dieser Art tut man offenbar am besten von jeder Änderung des Textes abzusehen und das, was gerade überliefert ist, stehen zu lassen. Aber von allen Herausgebern, die überhaupt sprachgeschichtliche Textkritik getrieben haben, hat keiner diesen Grundsatz befolgt. Vor Jahren habe ich ihn zuerst Nauck gegenüber geltend gemacht, dann in Besprechung der Holländischen Iliasausgabe (BphW. 1889 S. 4519 f.) etwas eingehender darüber gehandelt und auch von früheren Herausgebern Beispiele beigebracht; im ganzen 30 Fälle sind dann in der Praefatio zu meiner Ilias (1890 p. VII sq.) zusammengestellt, im vorstehenden noch um einige Stücke vermehrt worden. Nach wie vor behaupte ich: »eine kritische Methode, die auch nur in ein paar dutzend Fällen zum Widerspruche mit sich selbst führt, kann nicht richtig sein.«

Auch Ludwich hat die schwache Stelle in der »analogetischen Homerkritik«, wie er sich ausdrückt, erkannt und wiederholt auf sie hingewiesen (AHT. II [1885] S. 263. 359). Er verdient nur

Zustimmung, wenn er sich gegen ein »Schaukelsystem« verwehrt, das »in dem Bestreben, Konflikte beizulegen, neue Konflikte schafft«. Aber er meint, daß die Sache damit abgetan sei, und dem kann ich nicht mehr beipflichten. Wenn ein an sich rationelles Verfahren in einer bestimmten Gruppe von Fällen zu Verkehrtheiten führt, so wäre es doch voreilig das ganze Verfahren aufzugeben; der Einschränkung und Berichtigung bedarf es, und diese muß aus der Natur eben der anstößigen Fälle gewonnen werden. Das Gemeinsame in ihnen war, daß an einer einzelnen Stelle von den Rücksichten, um deren willen der Text reformiert werden sollte, mehrere zusammentrafen, und ferner, daß dieses Zusammentreffen ein feindliches war. Hier durfte nicht geändert werden, weil es auf reiner Willkür beruhte, welche Rücksicht man gelten lassen wollte, ob man etwa die logische der metrischen oder die metrische der grammatischen opfern mochte. Aber wie, wenn die verschiedenen Tendenzen einander nicht aufheben sondern gegenseitig unterstützen? Soll man auch da vor der Änderung zurückscheuen? Die Kontraktion der mittelsten Silbe in Ἀτρεΐδης, aus älterem *Ἀτρεΐδης, ist bei Homer auffallend. Nun finden sich die Patronymica nicht nur immer so gestellt, daß der Diphthong εἰ in der Senkung liegt, sondern auch besonders oft so, daß ihr Genetiv den Vers schließt und zu einem Spondiacus macht. Ἀτρεΐδαο z. B. gebraucht Homer im ganzen 27 mal, und davon kommen 20 Beispiele auf den Versschluß. Wenn wir hier Ἀτρεΐδαο einsetzen, so werden Sprachform und Metrum zugleich verbessert⁷⁾. Dasselbe gilt von Ausgängen wie ἦϖ δῖαν oder Καλοψοῦς ἡρόμοιο. Der vierte Fuß vorfolgender Diärese ist beinahe ebenso selten ein Spondeus wie der fünfte; an diesen beiden Stellen dürfen daher kontrahierte Formen nicht beibehalten werden, auch wenn sie in den Handschriften stehen, denn Metrum und Sprachgeschichte vereinigt entscheiden

7) Brugmann, »Dissimilatorische Veränderg. von ε̄ im Griech. u. Aristarchs Regel über d. Wechsel von η u. εἰ vor Vokalen«, meint, es spreche nichts dagegen, »daß der Epopöenverfasser nur das dreisilbige Ἀτρεΐδης, nicht mehr das viersilbige Ἀτρεΐδης vorfand«; nur traditionell sei die Stellung im Verse festgehalten worden, die der frühere Zustand des Unkontrahiertseins diesen und ähnlichen Wörtern aufgezwungen hatte (IF. 9 [1898] S. 173). Aber ebenso möglich ist es doch, daß in solchen Fällen die unkontrahierte Form selber traditionell festgehalten wurde; und überall, wo die Thesis des fünften Fußes in Betracht kommt, ist mir dies das Wahrscheinlichere. Zu Brugmanns Arbeit vgl. oben S. 79.

gegen sie. Ein Versausgang ἔργ' εἰδυίας (z. B. I 428) bietet, vom Spondeus abgesehen, doppelten Anstoß: Verletzung des Digammas und modern entstellte Femininform (vgl. oben S. 76); hier wirken also drei Gründe zusammen, um die Korrektur ἔργα ἰδυίας zu empfehlen. Wörtchen wie τε, ῥα, γε erscheinen oft bedeutungslos gebraucht; und es wäre freilich vorschnell gehandelt, wenn man sie überall da, wo man sie nicht versteht, wegstreichen wollte. Aber wenn der logische Anstoß, den sie bieten, mit einem sprachgeschichtlichen, etwa der Verletzung des \mathcal{F} zusammentrifft, so ist der Verdacht berechtigt, daß sie erst durch Unkenntnis der homerischen Sprachform in der Zeit der schriftlichen Überlieferung eingedrungen seien; aus οὐ γάρ τ' ἴδμεν machen wir οὐ γάρ (\mathcal{F})ἴδμεν (x 190), aus μὲν ῥ' ἐκάτερθε (I' 153) μὲν (\mathcal{F})ἐκάτερθε. Auch das kann vorkommen, daß eine doppelte Unklarheit des Sinnes zu einer und derselben Korrektur hindrängt. In dem Verse μ 44: ἀλλά τε Σειρῆνες λιγυρῆι θέλγουσιν ἀοιδῆι, ist τε unverständlich, während das Fehlen des Objektes unbequem sich fühlbar macht; die holländischen Herausgeber haben also recht getan, nach einer bei Nauck erwähnten Konjektur τε in den Akkusativ des Pronomens der dritten Person zu verwandeln.

Die angeführten Beispiele genügen, um den Grundsatz deutlich zu machen, den wir gewinnen wollten: die Reformierung des Homertextes muß sich gänzlich fernhalten von all den Fällen, wo grammatische, logische oder metrische Rücksichten einander widersprechen; sie mag zunächst auch auf solche Änderungen verzichten, die durch eine einzelne dieser Rücksichten veranlaßt sein würden; dagegen darf sie mit Zuversicht überall da eingreifen, wo zwei oder mehrere Gründe der beschriebenen Art zusammenwirken, um dieselbe Korrektur zu empfehlen.

Damit ist jedoch das Gebiet der sicheren Verbesserungen noch nicht vollständig umschrieben. Es gibt auch Stellen, an denen das zutrifft, was Ludwig allgemein forderte, wo eine sprachwissenschaftlich begründete Änderung in der Überlieferung selbst einen Anhalt findet, entweder so, daß die richtige Lesart unmittelbar in einer Handschrift erhalten ist, oder doch so, daß aus irgend welchen Varianten auf sie zurückgeschlossen werden kann. Ein Beispiel dieser Art ist schon (S. 79) erwähnt, T 489, wo im Ven. B steht: μινέτω αἴθι τέως ἐπειγόμενός περ. Ein anderes hat Ludwig hervorgezogen, ι 360, wo Gottfried Hermanns Konjektur ὦς ἔφατ'.

αὐτὰρ οἱ ἀδτις πόρον jetzt durch den Laurentianus *F* gesichert ist. Ludwich, der dies (Praef. Od. p. xv) zu Hermanns wie zu des Codex *F* Ehre erwähnt, hat nur unterlassen hinzuzusetzen, daß die Konjektur, die hier *sagaciter* ausgedacht war und nun *egregie* bestätigt worden ist, auf eben dem Prinzip beruhte, das er selbst so leidenschaftlich bekämpft: das *f* hatte zu ihr den Anlaß gegeben. Walter Leaf hat eine wertvolle alte Lesart aus zwei Pariser Handschriften ans Licht gezogen⁸⁾, ἀκλεέες statt ἀκλεῖς M 318, wodurch hier Payne Knight ebenso gerechtfertigt wird wie ι 360 Gottfried Hermann. Im ganzen muß man doch mit der Annahme solcher Bestätigungen recht vorsichtig sein und darf sich nur da ihrer freuen, wo eine Handschrift durch ihren sonstigen Charakter einigermaßen das Vertrauen rechtfertigt, daß sie etwas Ursprüngliches gerettet habe. Auch wenn ο 374 der Laurentianus *F* ἐπὶ ξείνῳ γελώωντες hat statt ἐπὶ ξείνοις γελώωντες, beruht dies doch schwerlich auf mehr als auf Zufall, gibt jedenfalls nicht der von Nauck und den beiden Holländern unternommenen Bekämpfung der Dative auf -οῖς eine Stütze. Und ganz sicher verkehrt ist es in dem Verse δ 672 (ὡς ἂν ἐπισμυγεῖσθε ναυτίλλεται εἵνεκα πατρός) die Schreibung mit einem λ, die sich ebenfalls in *F* findet, als Beweis dafür anzuführen, daß Paech (bei Curtius Verb. II 72) mit Recht ναυτίλλεται als Konj. Aor. gefordert habe. Van Leeuwen und Mendes da Costa, die (Praef. Od.² [1897] p. xviii) solchen Gebrauch von der Variante machen, haben nicht bedacht, daß die Unterlassung der Geminatio zu den geläufigsten Fehlern dieser sonst guten Handschrift gehört (vgl. oben S. 13). Reichere Ernte verdanken wir auf diesem Felde den Papyris, wovon im ersten Kapitel (S. 27 ff.) Beispiele gesammelt sind.

4. In bezug auf den vorher ausgesprochenen textkritischen Grundsatz ist eine Einwendung möglich und ist auch schon gegen meine Ausgabe, in der ich den Versuch gemacht habe ihn durchzuführen, erhoben worden: man gelange auf diesem Wege dazu, dieselbe sprachliche Erscheinung in verschiedenem Zusammenhange verschieden zu behandeln. Wenn wir im fünften Fuße, ebenso vor bukolischer Diärese im vierten und, worauf die von Ludwich (AHT. II 327 f.) mitgeteilten Zahlen hinführen, auch im dritten

8) In der im ersten Kapitel (S. 15) angezogenen Untersuchung, Journ. of Philol. 20 (1892) S. 250. Die Stelle soll später noch in größerem Zusammenhange verwertet werden.

Fuße⁹⁾ überlieferte Spondeen nach Möglichkeit in Daktylen verwandeln, im ersten und zweiten Fuß aber die Spondeen beibehalten, so bekommen wir einen Text, in dem παῖς neben πάις, εἶ neben ἐύ, θεῖοιο neben θεῖοιο, ζεῖ neben τρέει erscheinen, in dem οὐ γάρ τ' οἶδ(α) Z 367 in οὐ γάρ οἶδ(α) verändert, aber θαλάσση τ' ἔλσαι Σ 294 beibehalten ist, obwohl ἔλσαι so guten Anspruch auf das *f* hat wie οἶδα. Von dem Gedanken waren doch Bentley und Bekker ausgegangen, daß durch den Wegfall später Entstellungen den homerischen Gedichten eine überall gleichmäßige, altertümliche Sprachform gegeben werden sollte; nun ist durch ein langes und mühsames Korrekturverfahren weiter nichts erreicht, als daß dieselbe Buntheit, die der überlieferte Text bot, nur mit etwas anderer Verteilung der Farben, wieder hervortritt.

Der Einwand ist treffend, ja vortrefflich; denn er dient der Sache, die er bekämpfen will, selber zur Förderung. Allerdings war das Ziel, das Bentley, Bekker und mit großer Entschlossenheit noch Nauck verfolgte, die Herstellung eines sprachlich gleichartigen Textes. Aber das kommt doch auch sonst in der Wissenschaft vor, daß die Forschung etwas anderes findet, als wonach sie gesucht hatte. Bei dem Versuch der sprachgeschichtlichen Reform ergab sich, daß, wenn sie rücksichtslos durchgeführt werden sollte, vielfach gewaltsam in den handschriftlich beglaubigten Text eingegriffen werden mußte, und daß dann doch immer noch ein ansehnlicher Bestand von auffallenden Kontraktionen, Verletzungen des Digammas u. dgl. zurückblieb. Dazu kam ein dritter Übelstand, auf den hingewiesen zu haben wieder ein Verdienst von Arthur Ludwich ist (AHT. II 477): Bekker und Nauck haben es nicht vermieden auch aus solchen Versen die späten Laut- und Flexionsformen auszutreiben, die sie selber für unecht erklärten. Beispiele findet man leicht, wenn man etwa die von Bekker unter den Text verwiesenen Verse auf das *f* hin durchsieht; er hätte es hier gar nicht schreiben dürfen, wenn er doch die Verse für interpoliert hielt, und hätte in ihnen eine Vernachlässigung des *f* mit Freuden als Bestätigung seiner Athetese begrüßen müssen, anstatt sie durch

9) Die Spondeen sind im dritten Fuße zwar beträchtlich zahlreicher als im fünften, aber ebenso beträchtlich seltener als im ersten und zweiten. Daß es danach wohl richtiger gewesen wäre sie im dritten ebenso zu behandeln wie im fünften und vor der Diärese im vierten, habe ich schon Praef. Iliad. (1890) p. xxiii anerkannt.

Emendation zu beseitigen. »Der Homer muß die Spuren seiner allmählichen Werdung auch in den Kleinigkeiten behalten«: so hatte einst (1809) Wolf an Bekker geschrieben, und an diese Worte hat Ludwich (II S. 230) mit Recht wieder erinnert. Deshalb stimme ich mit ihm in der Ablehnung der neuen holländischen Ausgabe nahezu überein; denn van Leeuwen und Mendes da Costa haben es verschmäht aus den Fehlern ihrer Vorgänger zu lernen, ja sie haben diese Fehler noch stark übertrieben. Charakteristisch ist ihre Behandlung der Personalpronomina, die in der Überlieferung eine große Mannigfaltigkeit der Formen zeigen: ἡμεῖς, ἄμμες, ἡμέσων, ἡμεῖων, ἡμῖν, ἄμμιν, ἡμιν, ἄμμε usw. Die beiden Gelehrten sind durch metrische Erwägungen zu der Überzeugung gelangt (Praef. Iliad. [1887] p. x): *non duplices vel etiam triplices formas pronominum poetis epicis in usu fuisse, sed ad unam normam cunctas revocari posse et debere*. Nun war nur noch die Frage: *quomodo id minimo molimine assequi liceret*. Auf der einen Seite standen Fick, Sittl, Christ, welche durchweg die äolischen Formen verlangten; aber (ich muß wieder wörtlich zitieren) *neque spiritus asper sine iusta causa abiciendus videbatur neque vocali ā et toti illi aeolismo, cuius patronus nuper acerrimus exstitit Fickius, ita favebamus, ut ἄμμας pro ἡμέσας et similia in textum invecta placere possent*. So haben sie sich denn nach der andern Seite gewendet und folgende Formen — auch in der zweiten Auflage — konsequent durchgeführt: ἡμες, ἡμας, ἡμων, ἡμιν, ἡμε, ὕμε usw., die beiden letztgenannten statt ἄμμε ὕμμε. Damit ist nun freilich Gleichmäßigkeit hergestellt; aber die Frage, woher denn die unter sich verschiedenen Formen in den Text hineingeraten seien, bleibt ungelöst, ja unaufgeworfen. Wenn in der Überlieferung Unebenheiten und Widersprüche sich zeigen, so ist es doch nicht die Aufgabe der Wissenschaft, diese *molimine quam minimo* wegzuschaffen, sondern von ihnen zu lernen, auf welchem Wege und von welchen Ursprüngen her die Überlieferung sich vollzogen habe. Die beiden holländischen Herausgeber haben sich bemüht einen gleichmäßig altertümlichen Dialekt herzustellen, ohne jede Rücksicht darauf, daß die Gesänge, die solcher Restauration unterworfen werden, zu sehr verschiedenen Zeiten entstanden sind. Nehmen wir ein Stück, das durch seinen Inhalt wie durch die Art seiner Einfügung in das Epos mit Sicherheit einer der jüngsten Schichten zugewiesen wird, die Telemachie. Wenn sich hier *formae noviciae* finden wie

τόν ῥ' Ἡοῦς ἔκτεινε δ 188, δέπας ἡδέος οἴνου γ 51, ὄρνιθας γνῶναι (für γνώμεναι) β 159, ἐπὶ τοῖς πάθομεν γ 113 und vieles Ähnliche, wenn αὐτόν für μιν (δ 110), das kurze Demonstrativum als Artikel (δ 71), oft ἄν für κεν vorkommt, so stimmt das vollkommen zu dem Charakter, den man von dieser späten Nach- oder Eindichtung zu erwarten hat. Aber in all diesen Fällen haben van Leeuwen und da Costa eine Korrektur entweder in den Text gesetzt oder doch unter dem Text empfohlen, letzteres stellenweise mit einer Ausdrucksweise, die es zweifelhaft macht, ob sie nicht hier selber das Gefühl hatten, daß sie den Dichter und nicht die Überlieferung zu berichtigen geschäftig seien.

Nach den letzten Ausführungen könnte es nun scheinen, als täten wir wirklich am besten, uns, wie Ludwich will, bei dem überlieferten Texte zu beruhigen; denn wozu korrigieren, wenn die Unregelmäßigkeiten, die dazu den Anstoß gegeben haben, mit aller Mühe nicht beseitigt sondern nur verschoben werden? Aber so steht die Sache denn doch nicht. Allerdings bleibt es nun dabei, daß in der homerischen Sprache Lautgestalten, Flexionsformen und syntaktische Gewohnheiten aus älteren und jüngeren Perioden miteinander vermischt sind; aber es macht einen großen Unterschied, ob wir diese Anschauung einem Texte entnehmen, den wir auf Treu und Glauben so beibehalten haben, wie er zufällig in den Handschriften aussah, oder einem Texte, der durch kritische Bearbeitung und durch Prüfung innerer Gründe gesichert ist. Die Wissenschaft läßt sich nicht um ein Jahrhundert zurückschrauben. Seitdem einmal beobachtet war, daß γε, ῥα, τε bei Homer vielfach bedeutungslos oder gar sinnstörend als metrische Füllstücke verwendet sind, konnte der Wunsch nicht unterdrückt werden, sie als Zusätze von Abschreibern oder halbwissenden Korrektoren zu erweisen und aus dem Texte zu entfernen. Aber wenn die gewissenhafte Befolgung dieses Strebens zuletzt wieder dahin führt, den gedankenlosen Gebrauch in der Mehrzahl der Beispiele als Tatsache anzuerkennen, so muß der Zweifel verstummen und die Einsicht Platz greifen, daß schon den epischen Dichtern selber für diese wie für manche andre Elemente ihrer Sprache das lebendige Verständnis zu schwinden begonnen hatte. Mit dem f ist es ebenso. Die Holländer halten noch jetzt an dem Glauben fest, daß es bis zuletzt in der epischen Sprache gelehrt habe, demgemäß in unseren Texten überall, auch wo es dazu eines

stärkeren Eingriffes bedarf, eingesetzt werden müsse; und van Leeuwen¹⁰⁾ beruft sich für seine Ansicht auf eine Stelle in einem zweifellos sehr jungen Stück der Ilias. Ω 183 sagt Iris zu Priamos: ὄς σ' ἄξει, ἦός κεν ἄγων Ἀχιλλῆι πελάσσει, während es vorher (154) im Munde des Zeus, der den Auftrag erteilt hat, lautete: ὄς ἄξει κτλ., ohne Objekt. Van Leeuwen meint, der Akkusativ des Pronomens sei hier unentbehrlich, könne aber nur in der Form *f*(ε) ergänzt werden; damit sei in einer der jüngsten Partien ein Beispiel des *f* gesichert. Das klingt sehr schlagend. In Wahrheit aber ist es doch reiner Zufall, daß die Griechen der späteren Zeit den Hauchlaut nicht als besonderen Buchstaben schrieben, also ein apostrophiertes *h*(ε) nicht darstellen konnten. Ich habe beim Druck meiner Ausgabe wiederholt bedauert, daß ich nicht wie ε 321 (γάρ ἐ βάρουε statt γάρ ῥ' ἐβάρουε) so an anderen Stellen, wo es elidiert erschienen wäre (z. B. ρ 576 οὐ σὺ γ' ἄγεις), das ε in sein gutes Recht einsetzen konnte. Aber für die Frage nach dem Alter des *f* sind Fälle dieser Art ohne jeden Belang. Bentley, Bekker, Nauck mußten von der Überzeugung ausgehen, daß das *f* dem homerischen Dialekt so gut wie jeder andre Laut angehöre und in Ilias und Odyssee nirgends fehlen dürfe; nur aus dieser Überzeugung konnten sie den Mut schöpfen zu dem wertvollen Experiment, das einmal gemacht werden mußte, diesen Laut durchweg wiederherzustellen. Aber nachdem dieser Versuch in vielen Fällen zwar gelungen, zum guten Teil aber gescheitert ist und sich selbst widerlegt hat, sollen wir ihn nicht immer von neuem anstellen, noch weniger freilich ihn tadeln, sondern aus der Art, wie er mißlungen ist, den rechten Schluß ziehen: die epischen Gesänge, deren abschließende Redaktion in unserer Ilias und Odyssee vorliegt, sind in einer Mundart gedichtet, die den Laut des *f* nicht mehr besaß. Die Sänger selbst wußten nicht mehr, warum sie ἀπό ἔο, μέγα ἰάχων, τόξον οἶδα sagten, warum sie den Hiatus vor gewissen Worten sich gefallen ließen, sondern sie gebrauchten diese Freiheiten, weil sie in zahlreichen formelhaften Wendungen, in Versen und Versgruppen, die man aus einer früheren Periode der Dichtung übernommen hatte, von altersher vorkamen. Wer also heute einen sprachgeschichtlich reformierten Homertext druckt, der handelt

10) Enchiridium dictionis epicae. Pars prior (Lugduni Batavorum 1892) p. 141. Ebenso schon vorher Mnemos. 49 (1894) p. 140.

falsch, wenn er das *f* mit aufnimmt; aber Bentley ist es, dem diese Erkenntnis verdankt wird.

Das Resultat ist doch nicht bloß negativ; von dem Zustand der homerischen Sprache haben wir ein deutlicheres Bild gewonnen. Ein gebildeter Franzose unserer Zeit unterscheidet mit Sicherheit zwischen *h muette* und *h aspirée*, auch wenn er nicht weiß, woher dieser Unterschied stammt. Ähnlich, nur schon merkbar weniger sicher und fest, war das Verhältnis, in dem die Verfasser unserer Ilias und Odyssee zu dem Anlaut der Worte standen, die früher ein *f* gehabt hatten und noch von den Begründern des epischen Gesanges mit *f* gesprochen worden waren. Indem wir uns diese Parallele klar machen, sichern wir uns im voraus gegen die Gefahr, Homers Gedichte deshalb, weil sie für uns das älteste Denkmal der griechischen Literatur sind, als etwas an sich Ursprüngliches und in jeder Beziehung Altertümliches anzusehen. Immerhin mag es Leute geben, die uns mit behaglichem Spotte zurufen: »Das haben wir ja vorher gesagt; wozu die ganze Mühe der Bentley'schen und Bekkerschen Kritik? wenn damit weiter nichts erreicht ist, als die Befestigung des Glaubens an das, was überliefert war und was vorsichtige Männer niemals angezweifelt hatten.« Mögen sie so reden. Es fehlt doch auch nicht an solchen, die wissen, daß derselbe Satz ganz verschiedenen Sinn haben kann, je nach dem Grunde auf dem er ruht. Vollends aber, sobald man daran geht die neugewonnene Anschauung weiter fruchtbar zu machen, da zeigt sich, daß der scheinbare Kreislauf durch das Gebiet der Kritik nicht vergeblich gewesen ist. Wenn der Wolfsche Gedanke, den Ludwich erneuert hat, daß das Epos in seinem sprachlichen Zustande die Spuren einer allmählichen Werdung bewahrt habe, rechten Sinn haben soll, so muß es gelingen aus der größeren oder geringeren Dichtigkeit, mit der jüngere Formen in die altertümliche Sprache eingestreut erscheinen, die Reihenfolge zu erkennen, in der die einzelnen Stücke geschaffen worden sind. Solche Statistik kann aber nur dann Wert haben, wenn das Material, mit dem sie arbeitet, im einzelnen sorgfältig geprüft und jedesmal erst die Frage entschieden worden ist, ob eine auffallende sprachliche Erscheinung vom Dichter herrührt oder in der Zeit der schriftlichen Überlieferung in den Text geraten ist. So ergibt sich von neuem die Nötigung, nicht beim alexandrinschen Texte stehen zu bleiben, sondern so nahe wie möglich an

diejenige Gestalt heranzukommen, die Ilias und Odyssee zur Zeit ihrer ersten schriftlichen Fixierung gehabt haben. Das Prinzip, nach dem die Revision und Reinigung des Textes erfolgen muß, ist vorher entwickelt worden. Der Versuch es durchzuführen, der in meiner Ausgabe vorliegt, ist unvollkommen; aber er kann von neuem unternommen werden. Und wenn das mit Sorgfalt und Strenge geschieht, so wird die Textkritik dahin gelangen, auf die Fragen, die von der höheren Kritik gestellt sind, ihrerseits eine selbständige Antwort zu geben.

5. Primäre und sekundäre Textfehler, die bei dem Streben, das Ursprüngliche herzustellen, auseinander gehalten werden müssen (S. 77), sind ihrem Wesen nach deutlich geschieden; so liegt der Gedanke nahe, auch zeitlich eine feste Grenze zwischen ihnen zu ziehen und zu fragen, welchem Jahrhundert die einen, welchem die andern angehören. Allerdings ist im voraus wahrscheinlich, daß sich darauf keine reinliche Antwort wird finden lassen. Wenn in den Zeiten, da unsere Hdss. und vorher die Papyri entstanden sind, die Gewohnheit, beim Lesen und Revidieren eines Textes das Schriftbild mit der dazu gedachten Lautform zu vergleichen, sehr viel geringer war als heutzutage, so daß metrische Korrekturen, wo sie vorkommen, mehr nach gelegentlicher Laune als nach festen Grundsätzen unternommen wurden (S. 43 f. 26 f.), so dürfen wir voraussetzen, daß es im früheren Altertum, in voralexandrinischer Zeit ebenso gewesen ist. In bezug auf einen Punkt, die Setzung des paragogischen ν , bieten die Inschriften einige bestätigende Fälle — natürlich nur für den ursprünglichen Anstoß, nicht für die metrische Korrektur. In einem attischen Epigramm des 6. Jahrhunderts schließt ein Vers: $\pi\alpha\acute{\iota}\delta\omicron\iota[\nu] \epsilon\pi\acute{\epsilon}\theta\eta\kappa\epsilon\nu \theta\alpha\nu\acute{\omicron}[\nu]\tau\omicron\iota[\nu]$ (CIA. I 472); ein anderes aus derselben Zeit lautet: $\text{Κου}[\varphi\alpha\gamma\acute{o}\rho\alpha\varsigma \mu' \acute{\alpha}\nu\acute{\epsilon}\theta\eta\kappa\epsilon\nu \Delta\iota\acute{o}\varsigma \gamma[\lambda] \alpha\upsilon\kappa\acute{\omega}\pi\iota\delta\iota \kappa\acute{o}\upsilon\rho\eta\iota$ (CIA. I 355). Ein drittes, noch $\beta\upsilon\sigma\tau\rho\varphi\eta\delta\acute{o}\nu$ geschrieben, zeigt an den Stellen, wo Elision zu sprechen ist, dasselbe Schwanken der Schreibweise, das wir aus den Hdss. kennen: $\tau\acute{\alpha}\upsilon\tau' \acute{\alpha}\pi\omicron\delta\omicron\rho\acute{\alpha}\mu\epsilon\nu\omicron\iota \nu\epsilon\acute{\iota}\sigma\theta' \acute{\epsilon}\pi\iota \pi\rho\acute{\alpha}\gamma\mu' \acute{\alpha}\gamma\alpha\theta\acute{o}\nu$, dafür ist geschrieben $\nu\epsilon\sigma\theta\epsilon \epsilon\pi\iota\pi\rho\alpha\gamma\mu\alpha\gamma\alpha\theta\omicron\nu$, also einmal $\acute{\epsilon}\chi \pi\lambda\acute{\eta}\rho\omicron\upsilon\varsigma$, einmal mit Weglassung des elidierten Vokals (CIA. I 463). Aus späterer Zeit hat, speziell für die Vernachlässigung der Position bei angehängtem ν , Richard Wagner Beispiele gesammelt¹¹⁾. Solche Beobachtungen lassen sich

11) Wagner, Quaestiones de epigrammatis Graecis ex lapidibus collectis grammaticae (Lips. 1883) p. 66.

verallgemeinern. Doch sind wir weder hierauf angewiesen noch auf den Analogieschluß nach der Praxis des Mittelalters, sondern können, wenn auch nicht in scharfer Chronologie doch mit unmittelbarer Anschauung, den Vorgang selbst verfolgen, wenn wir von unsern ältesten Hdss. aus rückwärts gehen und die Stufen zu erkennen suchen, auf denen sich im Zusammenhange metrischer Verbesserungen jene Fehler zweiter Ordnung in den Text eingeschlichen haben.

- I. Ω 320 haben der Bankessche Papyrus (kurz nach Chr. Geb.) und Hdss. der Familie *h δεξιός ἀίξας διὰ ἄστος*, sachlich damit übereinstimmend einige junge Handschriften δι' ἄστος, was auch im Venetus *A* als alte Variante beigeschrieben ist; im Text aber hat der Venetus mit den meisten ὑπὲρ ἄστος, ebenso schon der syrische Palimpsest (um 500 n. Chr.). Da ἄστο ursprünglich digammiert war, so ist διὰ ἄστος das Richtige; dafür schrieb man ungenau δι' ἄστος, und der dadurch geschaffene metrische Anstoß führte zu der falschen Korrektur ὑπὲρ ἄστος.

ζ 156 haben die besten Handschriften (*FGP*) und viele andre αἰὲν εὐφροσύνησιν φαίνεται, in einigen (darunter *HM*?) ist richtig αἰὲν εὐφροσύνησιν geschrieben; und dazu besitzen wir ein Scholion: γράφεται »ἐν εὐφροσύνησιν«, κακῶς· οὐδέποτε γὰρ Ὀμηρος ἀδιαιρέτως τὴν εὐφροσύνην φησί. Ludwig zweifelt mit Recht (*AHT. I z. St.*), ob diese Bemerkung einem der Aristarcheer gehöre; vielmehr geht sie wohl auf einen Grammatiker des ausgehenden Altertums zurück. Diesem lag also schon die schlechte Verbesserung αἰὲν ἐν εὐφροσύνησιν vor, während viele unsrer Handschriften mit αἰὲν εὐφροσύνησιν noch die ursprünglichere Fehlerstufe repräsentieren.

In den beiden besprochenen Fällen können wir mit genügender Wahrscheinlichkeit die Entstehung des sekundären Fehlers den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung zuweisen; in etwas frühere Zeit führt uns das folgende Beispiel.

- II. M 348 οὐ μὲν ἀλγεῖς fast in allen Handschriften, auch in *A*. Dazu Didymos: οὕτως »ἀλλεες« αἱ Ἀριστάρχου καὶ αἱ χαριέστεραι (*A^t*), und noch deutlicher in *TV*: ἀλκειεῖς,

οὕτως: »ἀκλεές« δὲ Ἀρίσταρχος κατὰ συγχοπὴν, ὡς τὸ δυσκλέα. Die verschiedenen Versuche, die von Spitzner, Lobeck, Ludwig gemacht wurden, um einen verständlichen Sinn in diese Notiz zu bringen, mußten alle daran scheitern, daß Didymos ausdrücklich hinzusetzt: κατὰ συγχοπὴν, ὡς τὸ δυσκλέα; er hat also wirklich ἀκλεές in seinem Exemplar der aristarchischen Ausgabe gelesen. Was Aristarch gewollt haben kann, ist erst durch Leaf klar geworden, der vor 15 Jahren aus zwei guten Pariser Handschriften die Lesart ἀκλεέες hervorzog (s. oben S. 96); dieselbe ist seitdem — bei Ludwig und Monro-Allen — noch anderwärts urkundlich nachgewiesen. Ist es Zufall, daß dies eben die Form ist, die von der sprachwissenschaftlichen Textkritik (Payne Knight, Nauck) gefordert wurde? Brugmann bejaht die Frage. Er hält ἀκλῆες mit Kontraktion der beiden ersten ε für die rechte ionische Form; was Aristarch gelesen habe, müsse zweifelhaft bleiben, übrigens sei für ihn ein unmetrisches ἀκλέες nicht a limine abzuweisen (IF. 9 S. 162). Aber auch wenn Brugmanns Theorie von der Behandlung der Lautgruppen εεα, εεε, εεο bei den Ioniern richtig ist (s. oben S. 79 Anm.), so widerspricht es ihr doch nicht, daß sich hier, im Anschluß an äolisches μάν, die offene Form aus dem früheren Dialekte des Epos erhalten hat, für den das \mathcal{F} in κλέ \mathcal{F} ος die Kontraktion hinderte. Die Papyri haben uns ja gezeigt, wie das \mathcal{F} hier und da in einem Seitenarm der Überlieferung lange noch nachwirkt, während der allgemeine Strom seine Spur schon verschwemmt hat; auch eine Pergamenthandschrift des 10. Jahrhunderts hat mit αὐτάρ οἱ ι 360 ein solches Beispiel (S. 95 f.). Daß Aristarch eine Form geschrieben habe, die den Vers störte, mag an sich nicht undenkbar sein (vgl. S. 78); dann wäre in diesem Falle Mißverständnis und Verderbnis schon vor seiner Zeit eingetreten. Aber da sich das richtige ἀκλεέες sogar bis in mittelalterliche Hdss. herab gerettet hat, so ist es doch viel wahrscheinlicher, daß auch Aristarch es kannte. Dann wäre in der Zeit zwischen ihm und Didymos der primäre Fehler, ἀκλεές aus ἀκλεέες, entstanden, und ebenfalls noch vor Didymos der sekun-

däre, die »Verbesserung« von ἀκλεές in ἀκληεῖς oder ἀκλειεῖς¹²⁾.

Während hier Aristarch wohl noch das Richtige gehabt hat, gibt es doch auch Fälle, in denen die erste Fehlerstufe sicher schon vor ihm erreicht ist.

- III. Überall da, wo durch Schwund des *f* ein Hiatus entstanden ist, den spätere Generationen durch Flickwörter oder Flickbuchstaben ausgefüllt haben, kann man sagen, daß in der Form, welche den Hiatus darbietet, eine Verderbnis erster Ordnung enthalten ist; und solche Lesarten sind für Aristarch mehrfach bezeugt: *θ* οἱ statt *θς* οἱ α 300, πάντα δὲ εἶδεται ἄστρα Θ 359, αὐτῶ γάρ ἐκάεργος Φ 600.

T 489 gehört die Lesart, die vorher (S. 77f.) mit Wahrscheinlichkeit als aristarchisch erkannt wurde, μιμνέτω αὐθι τέως ἐπειγόμενός περ, insofern der ersten Ordnung an, als sie den Anlaß gegeben hat zu der falschen metrischen Korrektur αὐθι τέως περ ἐπειγόμενός περ und zu anderen, ebenfalls verkehrten Heilungsversuchen.

- IV. Dieselbe Lesart stellt aber auch schon einen Fehler zweiter Ordnung dar; denn αὐθι war erst auf Grund einer metrischen Erwägung für αὐτόθι eingesetzt worden, nachdem im folgenden Worte statt der echten Form τῆος die attische τέως sich eingedrängt hatte.

κεκληγῶτες schrieb Aristarch für κεκληγότες (vgl. oben S. 63), korrigierte also um des Metrums willen und schuf dabei eine Uniform. Auch hier steht er bereits auf der sekundären Fehlerstufe.

Nicht er, aber seine Zeitgenossen und Vorgänger standen auf dieser Stufe, wenn wir an den vorher angeführten Stellen den Didymos so verstehen dürfen, daß die Les-

¹²⁾ Hugo Ehrlich, Die Nomina auf -εος (Leipziger Diss. 1904, KZ. 38) hält zwar, wie ich, ἀκλεές für Aristarchs Lesart, meint aber, die in den Scholien TV hinzugefügte Erklärung (κατὰ συγκοπὴν ὡς τὸ δυσκλέα) müsse eben deshalb, weil sie schon auf der Korruptel beruhe, byzantinische Maché sein. — Sehr entschieden für hohes Alter und hohen Wert von ἀκλεές spricht sich, seiner Gesamtansicht gemäß, Bechtel aus, Vokal- kontraktion (1908) S. 245 f. 305.

arten, die er ablehnt ($\delta\varsigma$ οἱ α 300, πάντα δέ τ' εἶδεται
Θ 559, γὰρ ῥ' ἐλάεργος Φ 600), schon von Aristarch ab-
gelehnt, nicht erst in der Zeit nach ihm aufgekommen seien.

Die angeführten Beispiele reichen aus, um zu zeigen, daß die gleichen Fehler in den verschiedensten Zeiten, und zur selben Zeit sehr verschiedene Arten von Fehlern möglich waren. An Stellen, wo Formen und Schreibweisen der Vulgärsprache aus Versehen in den Text geraten sind und das Metrum gestört haben, und dann diese Störungen durch ungeschickte Korrektur wieder beseitigt worden sind, hat Aristarch manchmal noch das Richtige, manchmal den ersten Fehler, manchmal gar schon den zweiten; und entsprechend war es auf den späteren Stufen der Überlieferung. Wenn wir für Perioden, aus denen reichliche und gute Zeugnisse erhalten sind, darauf verzichten müssen eine bestimmte Chronologie der primären und der sekundären Textverderbnisse aufzustellen, so ist vollends für die Zeit vor den Alexandrinern die gleiche Aufgabe unlösbar.

6. Doch gibt es eine Gruppe von Entstellungen, die unter sich so genau übereinstimmen, daß man kaum anders kann als für alle einen gemeinsamen Zeitpunkt des ursprünglichen Fehlers und nachher der falschen Korrektur anzusetzen. Ich meine die bekannte Tatsache der sogenannten epischen Zerdehnung, wie sie von Wackernagel in dem oben (S. 79) zitierten Aufsätze erklärt worden ist. An Stelle der alten unkontrahierten Formen (z. B. $\mu\upsilon\acute{\alpha}\sigma\theta\alpha\iota$, $\acute{\omicron}\rho\acute{\alpha}\omega$, $\mu\upsilon\acute{\alpha}\omicron\nu\tau\omicron$, $\acute{\omicron}\rho\acute{\alpha}\omicron\iota\tau\epsilon$) wurden von Schreibern, denen die attische Sprache geläufig war, unwillkürlich die kontrahierten eingesetzt ($\mu\upsilon\acute{\alpha}\sigma\theta\alpha\iota$, $\acute{\omicron}\rho\acute{\omega}$, $\mu\upsilon\acute{\omega}\nu\tau\omicron$, $\acute{\omicron}\rho\acute{\omega}\tau\epsilon$), die nun aber den Vers zerstörten; um ihn wieder voll zu machen hat dann eine spätere Generation das Mittel der Zerdehnung angewandt und jene Mißbildungen geschaffen, an denen die Wissenschaft sich ärgern sollte: $\mu\upsilon\acute{\alpha}\sigma\theta\alpha\iota$, $\acute{\omicron}\rho\acute{\omega}$, $\mu\upsilon\acute{\omega}\nu\tau\omicron$, $\acute{\omicron}\rho\acute{\omega}\tau\epsilon$.

Diese Theorie, die in meiner Ausgabe praktisch durchgeführt ist, hat vor kurzem Fick¹³⁾ aufs neue geprüft und gutgeheißen, zugleich in einigen Einzelheiten genauer ausgearbeitet. Er verwertet sie im Zusammenhange derjenigen Verhältnisse, aus denen sich erkennen läßt, daß die gesamte Überlieferung der homerischen

13) Fick, Die Grundschrift unseres Odysseetextes, in Bezenbergers Beiträgen 30 (1906) S. 279 ff.

Gedichte auf eine durch attischen Einfluß gefärbte Textgestalt zurückgeht (S. 297). Allerdings gibt er diesem Resultat nachher eine Einschränkung, die dazu führen müßte es ganz wieder umzustoßen. Auffallend ist es ja, daß sich die Zerdehnung kontrahierter Formen im wesentlichen nur auf die Verba mit α erstreckt, während von denen mit ϵ einfach die unkontrahierten Formen vorliegen: $\sigma\upsilon\gamma\acute{\epsilon}\sigma\iota$, $\sigma\upsilon\gamma\acute{\epsilon}\sigma\upsilon\sigma\iota$, $\delta\iota\nu\acute{\epsilon}\sigma\omicron\mu\epsilon\nu$, $\varphi\rho\nu\acute{\omicron}\epsilon\iota\nu$, $\varphi\rho\nu\acute{\omicron}\eta\sigma\iota$, $\varphi\rho\nu\acute{\epsilon}\omega$, $\varphi\rho\nu\acute{\epsilon}\omega\nu$, $\varphi\rho\nu\acute{\epsilon}\sigma\omicron\nu\tau\epsilon\varsigma$. Diesen Widerspruch hält Fick für nur scheinbar: $\delta\omicron\kappa\acute{\epsilon}\iota\varsigma$, $\delta\omicron\kappa\acute{\epsilon}\iota$, $\varphi\rho\nu\acute{\omicron}\eta\sigma\iota$ seien in derselben Weise nachträglich entstanden wie $\acute{\omicron}\rho\acute{\alpha}\zeta$, $\acute{\omicron}\rho\acute{\alpha}$, $\acute{\epsilon}\acute{\alpha}\zeta$, nur merke man ihnen nicht an, was sie durchgemacht haben, weil die zerdehnte Form mit der früheren unkontrahierten ganz gleich laute; und wo $\epsilon\omicron$, $\epsilon\omicron\upsilon$, $\epsilon\omega$ auftrete, sei auch dies nicht die ursprüngliche, offene Stufe, sondern aus kontrahiertem $\epsilon\upsilon$ ω , die bei den Ioniern gern $\epsilon\omicron$ $\epsilon\omega$ geschrieben wurden, mit Rücksicht auf das Metrum zurechtgemacht. Danach hätte es auch hier eine Periode mit unmetrischen Formen gegeben: $\varphi\rho\nu\acute{\epsilon}\sigma\omicron\nu\tau\epsilon\varsigma$, $\varphi\rho\nu\acute{\epsilon}\sigma\iota$, $\varphi\rho\nu\acute{\omega}$, in denen aber die Diphthonge nach ionischer Weise EO , $E\Omega$ geschrieben worden wären; bei der Rückverwandlung einsilbig gewordener Laute in ältere zweisilbige hätte man hier, unterstützt durch die Schreibung, die richtigen, wirklich gewesenen Grundformen getroffen. In dieser »Erkenntnis« der ionischen Diphthonge $\epsilon\omicron$ $\epsilon\omega$ und ihrer heilsamen Wirkung auf »die epischen Texte« sieht Fick den Ausblick sich eröffnen »auf eine ältere, der attischen vorausliegende Grundschrift«; habe doch Attika seinen Homertext zweifellos zunächst aus Ionien bezogen (S. 299). — So scharfsinnig dies ausgedacht ist, so wird damit im Grunde doch nur eine auffallende Erscheinung durch eine noch auffallendere ersetzt. Daß der gleiche Doppelvorgang — unmetrische Kontraktion, darauf Zerdehnung — sich zweimal abgespielt habe, erst auf ionischem dann auf attischem Boden, meint Fick wohl selber nicht; es wäre zu unwahrscheinlich. Also sind beide Gruppen von Formen, die mit ϵ und die mit α , zu gleicher Zeit kontrahiert und später wieder zerdehnt worden, und es waren entweder nur ionische oder nur attische Abschreiber und Korrektoren dabei beteiligt. Wenn ionische, woher kommt dann ϵ 377 $\acute{\alpha}\lambda\acute{\omicron}\omega$? Diese Form kann nicht auf natürlichem Wege entstanden sein, sondern ist mechanisch zerdehnt aus $\acute{\alpha}\lambda\acute{\omega}$. Als das, was der Dichter sprach, was also in ionischer Urschrift, falls es eine solche gab, geschrieben sein mußte, nimmt gerade Fick — und mit ihm

Brugmann u. a. — ἀλάεω (aus *ἀλάεω) an¹⁴); von da aber zu ἀλῶ gibt es keinen Übergang, sondern ἀλῶ ist attisch zusammengezogen aus ἀλάου. Demnach muß angenommen werden, daß denen, welche die Distraction durchführten, bereits ein attisch geschriebener Text vorlag, und das ist ja auch Ficks ausgesprochene Ansicht (S. 297). Wie kam es dann aber, daß in diesem attischen Texte neben πονεύμενος, πωλεύμην, φιλεῦντας, εἰσοιγεῦσι, ναικεῦσι, neben vielfachem (ἐ)μεῦ, σεῦ sich bei στυγεοσι, φρονεοντες u. a. die Kontraktionssilbe in der fremdartigen ionischen Schreibung εο erhalten hatte? Fick könnte antworten: es sei natürlich, daß eine Entwicklung, in welcher der Zufall eine so große Rolle spielte, sich nicht durchweg nach klaren Gesetzen vollzogen habe; und dies werde in unserm Falle noch durch manche Einzelheit bestätigt, unter anderem durch den Tatbestand bei den Verbis auf -όω, wo die Formen δηιόωντες Λ 153, δηιόωντο Ν 675, δηιόφην δ 226, ἀρόωσι ι 108 weder als offene noch einfach als zerdehnte begriffen werden könnten, sondern von einer dieser Stufen aus in die Analogie der Verba auf -άω übergegangen seien. Schön! geben wir dem Zufall und dem Irrtum ihr Teil: mehr als Zufall muß es doch sein, daß, während der einsilbig gesprochene Kontraktionslaut bei Homer regelmäßig εο geschrieben ist, sich die ältere Schreibweise εο fast ausschließlich gerade an den Stellen bis in attische Zeit erhalten haben soll, an denen der Vers zwei Silben forderte. In diesem Zusammentreffen muß der Grund der Erscheinung liegen; und es ist nicht schwer ihn zu erkennen. Wie von ναιετάω ganz überwiegend die einfach unkontrahierten Formen in den Hdss. stehen, wie vereinzelt — und also zufällig — κατεσίαον μ 436, γοάοιεν Ω 664. ω 190, mehrfach ähnliche Formen von τηλεθάω (s. oben S. 86) unkontrahiert und undistrahiert geblieben sind, so hat allgemein in den entsprechenden Bildungen der Verba auf -έω, überall da wo der Vers zwei Silben verlangte, der ursprüngliche Zustand der Vokalgruppen εο εου εω fortgedauert.

Daß übrigens für dieses ganze Kapitel der Laut- und Flexions-

14) Fick schon 1883 in seiner Ausgabe der Odyssee, jetzt wieder in der Abhandlung über die Grundschrift, S. 282. Auch in meiner Ausgabe steht ἀλάεω. Brugmann (IF. 9 S. 168) dehnt seine Regel über die Behandlung dreier zusammenstoßender Vokale im Ionischen (oben S. 79) ausdrücklich nicht auf die Gruppen mit beginnendem α aus, sondern läßt ἀλάεω als homerisch gelten; und Eulenburg (ebenda 15 S. 180) schließt sich ihm an.

lehre die Diskussion wieder eröffnet ist, hätte Fick hervorheben können. Schon 12 Jahre vor dem Erscheinen seines Aufsatzes hatte Kretschmer¹⁵⁾ die von Wackernagel aufgestellte Hypothese angegriffen: es sei »doch unglaublich, daß die Überlieferung des »Epos, welche so viele offene Formen bewahrt hat, in diesem »Punkte so rücksichtslos und konsequent geändert haben sollte.« Vielmehr müsse auf Grund der vorliegenden Tatsachen anerkannt werden, »daß die Aussprache der durch Kontraktion entstandenen » \bar{a} und ω in ‚homerischer Zeit‘ ihrem Ursprung aus zwei Vokalen »gemäß noch eine derartige war, daß sie zweisilbig gemessen werden konnten«. Vielleicht seien sie »mit zweigipfligem Silbenakzent gesprochen« worden. Das ist im wesentlichen die frühere Mangoldsche Assimilationstheorie, gegen die unvermindert der Einwand besteht, daß, wenn die Lautgruppen aa und oo , die sie als Zwischenstufen zwischen ae und \bar{a} , ao und ω ansetzt, wirklich der gesprochenen Sprache angehört hätten, doch irgendwo auch außerhalb des Epos, vor allem auf Inschriften, eine Spur davon geblieben sein müßte. Nichts der Art findet sich. Einen Fall, in dem solche Bestätigung besonders nahe gelegen hätte, führt Kretschmer selbst an: $\Delta\eta\muοφάων$, auf einer Schale des Hieron in älterem Alphabet $\Delta\epsilon\muο\Phi\alpha\omicron\Nu$ geschrieben. Die offene Form ist um so beachtenswerter, als nicht nur im Hymnus auf Demeter $\Delta\eta\muοφάων$, $\Delta\eta\muοφάων\tau(\alpha)$ (248. 234) steht, sondern auch $\Delta\alpha\muο\Phi\omicron\omicron\Nu$ in einer alten Weihinschrift von Ägina (IGA. 354), wo der Zusammenhang des Verses ($\pi\alpha\tau\rho\iota\ \delta\epsilon\ \tau\tilde{\omega}\ \tau\eta\gamma\upsilon\sigma\ \Delta\alpha\muοφάων\ \delta\upsilon\nu\mu\alpha$) den Schreibenden beeinflusst hat. Der Unterschied beider Inschriften deutet doch darauf hin, daß die Form mit oo auf die Poesie beschränkt und der lebendigen Sprache fremd war. — Kretschmer ist denn auch mit seiner Ansicht nicht durchgedrungen. Zwar hat er, was nicht unbeachtet bleiben soll, Brugmanns Beifall gefunden (Griech. Gr.³ § 369). Aber Danielsson und Eulenburg, die neuerdings die Frage der Zerdehnung eingehend behandelt haben, sind, der erste für einen Teil der Formen, der zweite für das ganze Gebiet, zu Wackernagels Theorie zurückgekehrt¹⁶⁾.

15) In seiner bereits (S. 30) erwähnten Untersuchung über den Dialekt der griechischen Vaseninschriften, S. 121. $\Delta\eta\muοφάων$ ebendort S. 142.

16) O. A. Danielsson, Zur metrischen Dehnung (Skrifter utgifna af K. Humanistiska Vetenskapssamfundet i Upsala, V 16, Stockholm 1897) S. 64—74. Eulenburg in seiner Dissertation (oben S. 79), IF. 15 S. 177—184.

Erst in allerjüngster Zeit ist abermals versucht worden sie durch eine völlig abweichende Erklärung zu ersetzen. Hugo Ehrlich (Die epische Zerdehnung, Rhein. Mus. 63 [1908] S. 107—126) geht von der Erwägung aus, daß, wenn Wackernagel recht haben solle, das Auftreten distrahierter Bildungen auf solche Fälle beschränkt sein müsse, in denen statt ihrer eine unkontrahierte Grundform in den Vers gesetzt werden könne; dies aber treffe bei φῶως Π 188 und bei φαάνθη, φαάντατος nicht zu. Beides ist doch keineswegs so sicher, daß von hier aus die ganze Theorie gestürzt werden könnte. Nach Analogie von T 148 darf auch in Π ἐξάγαγεν φῶως δέ, obwohl Aristarch so schrieb, nicht als einzig altüberlieferte Lesart gelten; Zenodots πρὸ φῶως δέ steht äußerlich gleichberechtigt daneben, wird selbst von Ludwich bevorzugt: und als Vorstufe hierfür ergibt sich πρὸ φάοσδε so natürlich wie ὀράουσι für ὀρώσι. Die Aoristformen φαάνθη, ἐξεφαάνθη, φάανθεν, die Wackernagel von φασίνω ableitet, bezeichnen bald Leuchten (A 200. T 17) bald ein Sichtbarwerden (Δ 468. P 650. N 278. μ 444). Daß sie deshalb dem Sinne nach noch besser zu φαίνω passen, weil dieses die beiden Bedeutungen vereinigt, während φασίνειν nur »leuchten« heißt, ist richtig beobachtet. Aber φασίνω kommt im Präsensstamm bei Homer nur 5mal vor; die Zahl reicht nicht hin, um die Möglichkeit auszuschließen, daß wie φαίνω so auch φασίνω die geistigere Bedeutung aus der sinnlicheren entwickelt gehabt habe. Ist somit der kritische Ausgangspunkt von Ehrlichs Hypothese mindestens anfechtbar, so erweckt vollends ihr positiver Inhalt ernste Bedenken. Wir sollen zu der alten, einst von Mangold bekämpften Ansicht zurückkehren, daß im Gesange der Vortragende gewissen Vokalen den Wert von zwei Silben habe geben können; das sei da möglich gewesen, wo ein Vokal seinem Ursprung nach, auf Grund der in ihm enthaltenen Elemente, die normale zweimorige Länge an Zeitdauer übertroffen habe. Auf die subtilen und doch schließlich sehr weitherzig angewandten Bedingungen, die hierfür aufgestellt werden, mag ich nicht eingehen; nur eine Einzelheit sei erwähnt. Von allen Kontraktionsvokalen hat sicher der aus zwei kurzen Silben entstandene die geringste Anwartschaft, mehr als eine normale Länge auszumachen; und doch nimmt Ehrlich für einen solchen nicht nur überhaupt musikalische Dehnung zu zwei Silben an, sondern sogar Dehnung zu zwei langen Silben. Während z. B. ἄροῦσι ἄροῦσι zu ἄρόωσι geworden sein soll (auch

der Farbe des Vokals wegen unglaublich, trotz S. 112), werden für $\omega\omega$ die Entwicklungsreihen aufgestellt: $\varphi\acute{\alpha}\sigma\varsigma$ — $\varphi\tilde{\omega}\varsigma$ — $\varphi\acute{\omega}\omega\varsigma$ (neben $\varphi\acute{\delta}\omega\varsigma$), $\gamma\acute{\epsilon}\lambda\alpha\sigma\nu$ — $\gamma\acute{\epsilon}\lambda\omega\nu$ — $\gamma\epsilon\lambda\acute{\omega}\omega\nu$; in diesem letzten Falle sei »die unregelmäßige Zerdehnung das Wagnis eines jüngeren Rhapsoden« (S. 114). Ein allezeit bereites, doch trügerisches Auskunftsmittel. Ehrlich selbst führt aus, der homerische Vers sei zwar als Gesangsvers entstanden, frühzeitig aber in bloß deklamatorischen Vortrag übergegangen; auch die Sprache habe sich geändert: die Eigenart gewisser Vokale, sich im Verse auf zwei Silben ausdehnen zu können, sei ums Jahr 700 nicht mehr lebendig gewesen (S. 110. 113). Danach würden wir es verstehen, wenn Beispiele gewagterer Distraction sich aus der älteren Periode musikalischen Vortrages erhalten hätten; sie gehören aber vielmehr den jüngsten Schichten an. Ein aus $\sigma\acute{\alpha}$ kontrahiertes ω erscheint als $\omega\omega$ in zwei $\acute{\sigma}\pi\alpha\acute{\xi}$ $\epsilon\iota\rho\eta\mu\acute{\epsilon}\nu\omicron\iota\varsigma$ der Bücher Ψ und Ω : $\acute{\alpha}\delta\tau\omicron\chi\acute{\rho}\omega\nu\omicron\varsigma$, $\acute{\alpha}\sigma\tau\omicron\beta\acute{\omega}\tau\eta\varsigma$; und Formen wie Κρητή , πύρ , die Ehrlich aus Archilochos und Simonides anführt¹⁷⁾, kennt Homer überhaupt nicht. Gerade hier, wo keine ursprünglichere Wortform an die Stelle gesetzt werden kann, ist die Tatsache einer eigentlichen »Zerdehnung« unbestreitbar; und gerade hier haben wir es mit späten Analogiebildungen zu tun. Als solche aber widerstreben sie der Ehrlichschen Theorie, während sie sich der von Wackernagel aufs beste einfügen. War die Zerdehnung etwas Musikalisches, so kann sie nicht wohl zugenommen haben in einer Zeit, in welcher der musikalische Vortrag verschwand; war sie aber entstanden aus irrthümlicher Deutung einer älteren, einfacheren Schreibweise, so konnte sie sehr wohl zunehmen und übergreifen, je mehr jene ältere Stufe schriftlicher Darstellung der Laute in die Vergangenheit rückte¹⁸⁾.

Ein Bedenken scheint allerdings zu bleiben und wird durch

17) Steph. Byz.: Κρητή ἡ μεγίστη νῆσος, ἣν Κρητήν ἔφη Ἀρχίλοχος κατὰ πλεονασμόν. Von Simonides (fr. 59: $\tau\acute{\omicron}\tilde{\upsilon}\tau\omicron}$ γὰρ μάλιστα $\varphi\eta\rho$ ἔστυγε $\pi\acute{\upsilon}\rho$) hat Wackernagel IF. II 150 f. $\pi\acute{\upsilon}\rho$, das von Egenolff und Ludwig statt $\pi\acute{\upsilon}\rho$ gelesen war, hierher gezogen.

18) Nach einer Mitteilung von Thurneysen in der Indogermanischen Sektion der Basler Philologen-Versammlung bieten zu Wackernagels Erklärung der epischen Zerdehnung irische Texte etwas genau Entsprechendes. Leider ist über diese interessante Parallele bisher nur eine ganz kurze Notiz veröffentlicht, IF. 22 (Anzeiger, 1908) S. 65.

die zuletzt angestellte Erwägung aufs neue hervorgerufen: daß es eine Zeit gegeben haben soll, wo von griechischen Herausgebern für griechische Leser ein Text geboten wurde, der eine solche Fülle unmetrischer Schreibungen enthielt, wie sie hier als Vorstufe der Distraktion vorausgesetzt werden müssen. Aber wir haben wiederholt gesehen, daß die feste Gewöhnung, die uns selbstverständlich erscheint, Schrift und Laut genau miteinander zu vergleichen, den früheren und besonders den ältesten Perioden schriftlicher Überlieferung fremd war. Allerdings unterscheiden sich die zerdehnten Formen dadurch von fast allen ähnlichen Beispielen, daß es sich hier nicht um einzelne Fälle handelt, sondern daß der Vorgang, den wir annehmen, eine große Klasse verwandter Bildungen umfaßt. Dadurch werden wir zu der Folgerung gedrängt, daß zu einer und derselben Zeit bei allen diesen Formen nicht nur die falsche metrische Korrektur, sondern auch vorher die unbeabsichtigte Verderbnis eingetreten ist. Und dieses letzte, oder vielmehr erste, das Einsetzen kontrahierter Formen, wie sie dem Schreiben aus der eignen Rede geläufig waren, dem Vers aber eine Silbe zu wenig boten, würde sich um so leichter begreifen lassen, wenn angenommen werden könnte, daß es sich damals nicht um eine Abschrift nach korrekter Vorlage sondern um eine erste Aufzeichnung aus dem Gedächtnis handelte. — Wir werden sehen, daß andere Kennzeichen in dieselbe Richtung weisen.